Im Herzen von Deutschland.

Erster Band.

Im Herzen von Deutschland.

Historische Erzählung

von

Bernd von Guseck.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Ein Billet-doux.

Die Thurmuhren der alten Stadt Erfurt, welche seit anderthalb Jahren kaiserlich französisch geworden war, schlugen die zehnte Stunde. In einem der hohen Häuser am Anger, der breiten Hauptstraße, da wo sie einen großen unregelmäßigen Platz bildet, saß vor dem alterthümlichen Kamin eines geräumigen Zimmers ein bejahrter Mann im hohen, mit Leder bezogenen Lehnstuhle. Er hatte die Füße auf ein bequemes Polsterkissen gestreckt und die Augen halb geschlossen. Obgleich in der Natur sich der Frühling bereits angekündigt hatte, brannte im Kamin doch das Kohlenfeuer und that dem alten Herrn wohl. Die röthliche Gluth färbte mit ihrem Schein das scharf ausgeprägte Antlitz des Greises und spielte in Streiflichtern um das spärliche Silberhaar, das ihm unter dem schwarzen Sammetkäppchen hervor um die Schläfe hing.

Niemand war bei ihm, Alles um ihn her still. Auf dem Tische, der mitten in der Stube stand, brannten zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern.

Als der letzte Glockenschlag vom nächsten Kirchenthurme verhallt war, schlug der alte Mann die Augen auf und richtete sie mit einem festen Blicke auf die Wanduhr, die in einem dunklen Holzgehäuse ihm schräg gegenüber hing, dann ergriff er die Handklingel auf dem Tischchen neben seinem Lehnstuhl und schellte.

Ein alter Diener trat ein, im breitschößigen Livréefrack, in kurzen Beinkleidern, langen weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. „Fräulein Lodoiska noch nicht zurück?“ fragte sein Herr. „Nein, Excellenz,“ war die Antwort.

„Leg' Er noch Kohlen an!“ Der Diener neigte seinen gepuderten Kopf und gehorchte.

Als er eben mit seinem Geschäft fertig war, rasselte ein Wagen über den Platz und hielt vor dem Hause. „Er ist wohl taub?“ fuhr der alte Herr auf. Ohne sich zu überstürzen, ging der Diener hinaus, seine langen mageren Beine waren für übergroße Eile nicht mehr flink genug.

Man hörte unten vor der Hausthüre den Wagenschlag wieder schließen, bald ließ sich draußen im Vorzimmer eine laute Stimme vernehmen, welche mit scharf klingendem Tone Befehle gab, seidene Kleider rauschten, und die Thüre wurde von dem vorleuchten-

den Diener weit aufgerissen. „Noch wach, mon oncle?“ rief dieselbe starke Stimme, welche schon draußen sich bemerklich gemacht, und eine ziemlich starke Dame trat über die Schwelle.

„Wo ist Lolo?“ fragte der alte Herr.

„Hier, grand-papa!“ antwortete eine zweite Stimme mit wohlklingenderem Organe, und neben der starken Dame, welche fast die ganze Thür sperrte, drängte sich ein junges Mädchen vor, dessen schlanke Gestalt und reizendes Gesicht in der hellen Beleuchtung des Zimmers einen wohlthuenden Eindruck auf den alten Herrn zu machen schien, denn seine strengen Züge milderten sich zu einem freundlichen Lächeln und er nickte ihm zu.

„Hat lange gedauert!“ wandte er sich aber mit der früheren Herbigkeit an die ältere Dame. „Noch eine Spazierfahrt im Mondschein gemacht?“

„Mit dem letzten Bogenstrich sind wir aufgebrochen,“ versicherte die Nichte.

„Viel französische Offiziere natürlich!“ sagte er. — „Hast Du Dich gut amüsirt, Kind?“

„O ja!“ erwiderte Lodoiska. „Es war ein ganz hübsches Concert, gute Gesellschaft, viele Bekannte — ich habe eigentlich Niemand vermißt.“

„Nicht einmal Deinen Bräutigam, Lolo!“ scherzte der Großvater, indem er sie auf die Schulter klopfte.

„Den habe ich auch nicht erwartet!" versetzte sie, die frischen Lippen ein wenig aufwerfend.

„Kannst ihn aber erwarten. Ich habe einen Brief von ihm bekommen, in welchem er sich auf morgen anmeldet."

Lodoiska's Augen strahlten, über ihr liebliches Gesicht flog der verklärende Ausdruck der Freude. „Wo ist der Brief?" rief sie lebhaft.

Der alte Herr zeigte auf den Kamin. „Nimm's nicht übel, mon enfant!" sagte er. „In der Zerstreutheit! Ich hab's in der Gewöhnung. Unnütze Briefe, wenn man sie gelesen hat, muß man nicht aufheben. Ich verbrenne jeden Brief, den ich nicht gerade noch einmal brauche. Das liegt sonst herum, kommt in unrechte Hände, besonders wenn man alt und vergeßlich wird. Es giebt neugierige Personen, die wie die Habichte auf fremde Briefe stoßen." Er warf dabei einen Seitenblick auf seine corpulente Nichte, die sich in den anderen Sessel am Kamin niedergelassen hatte.

„Man muß keine Correspondenz führen, deren man sich zu schämen hat!" sagte Lodoiska etwas unmuthig über den Verlust ihres Briefes.

„Aber Lolo!" tadelte sie die Tante über die schnippische Rede, welche den Großvater zu verdrießen schien, denn er runzelte die Stirn und erwiderte nichts. — „Sie hätten ihr die gute Nachricht heut gar nicht

mittheilen sollen, Onkelchen. So Etwas verdirbt die Nacht."

„Sei unbesorgt, Tante Breitung!" entgegnete Lodoiska. „Schrieb Julius sonst noch etwas Interessantes?"

„Schöne Redensarten, die ich nicht behalten habe und ein Paar Anekdoten von seinem neuen Hofe," erwiderte der Großvater und klingelte. „Ich wünsche wohl zu schlafen, Mesdames."

Auf diese Weise entlassen, stand Frau von Breitung auf, die Enkelin küßte dem alten Herrn flüchtig die Hand, die er ihr darreichte, und Beide entfernten sich, während der Diener eintrat, um den Gebieter in sein Schlafzimmer zu bringen und zu entkleiden.

„Bleibe noch ein Weilchen bei mir, Lolo!" bat die Tante, als Lodoiska sich auf dem Corridor von ihr trennen wollte. „Du bist auch zu aufgeregt, um schon ruhig schlafen zu können, gesteh' es nur."

„Sehr ruhig werde ich schlafen, davon kannst Du überzeugt sein," versicherte das junge Mädchen lachend, erfüllte aber doch den Wunsch der Tante, mit ihr noch ein Weilchen in ihrem Zimmer zu plaudern, wo die Zofe, eine alte Person mit mürrischem Gesicht, schon Licht angesteckt hatte.

„Geh nur, Christel, ich werde Dich rufen," sagte Frau von Breitung und sah ihrer Dienerin

nach, welche sich gegen ihre Gewohnheit ohne Einspruch entfernte.

„Die Gardinenpredigt wird nachkommen, liebe Tante!“ rief Lodoiska lachend. „Du stehst nun einmal unter ihrem Commando und hättest sie nicht hinausschicken sollen, sie horcht doch nur an der Thüre, was wir noch mit einander zu reden haben.“

„Du thust der armen Christel Unrecht, sie meint es so gut mit mir und auch mit Dir,“ sagte die Tante. „Ich wollte Dir nur einen Rath geben, Lolo, darum bat ich Dich, noch mit herein zu kommen. Setze Dich, Kind, setze Dich zu mir auf das Canapee — so! Morgen kommt also Julius — verstelle Dich nicht, Du bist doch sehr glücklich, daß er kommt, und ich wollte Dir nur rathen, Dich in Deinen Capricen gegen ihn ein wenig zu menagiren, sonst riskirst Du, daß er einmal gar nicht wieder kommt.“

„Wenn er das kann,“ erwiderte Lodoiska lebhaft, „so muß ich mein Schicksal ertragen — will er mich nicht nehmen, wie ich bin, so gebe ich ihn ohne Besinnen frei.“

„Kind, welche unsinnigen Reden!“ rief die Tante, ndem sie sich bekreuzte. „Noch obenein bei Nacht, wo es die bösen Geister hören und uns beim Wort nehmen. Julius kann nicht von Dir lassen, das weißt Du selbst recht gut, obgleich Du ihn schrecklich quälst.

Allzu sicher solltest Du aber doch nicht sein — in Kassel geht es jetzt sehr hoch her, um den jungen hübschen König, den der Kaiser dort eingesetzt hat, flattert schon ein ganzer Schwarm von Schönheiten, die an seinen Hof gezogen werden — kannst Du denn schon wirklich so ruhig sein?"

„Sehr ruhig, Tante Breitung!" versicherte Lodoiska von Neuem. „Wäre ich noch nicht seine Braut, dann würde ich vielleicht anders fühlen — aber das verstehst Du doch nicht mehr, es ist schon zu lange her, seit Du zum ersten Male Braut wurdest, und Deine vierte und letzte Verlobung mag wohl ohne sonderliche Emotion für Dich gewesen sein."

„Du bist sehr impertinent, Lolo!" versetzte die Tante, indem sie aus ihrem kleinen Döschen eine Prise nahm. „Ich wünsche Dir, daß Du einmal so glücklich verheirathet wirst, als ich viermal gewesen bin. Es ist aber meine Schuldigkeit, Dich zu warnen. Wenn Du für Deine Person nicht eifersüchtig bist, so solltest Du auch Deinem Bräutigam keine Ursache zur Eifersucht geben."

„Tante!" rief Lodoiska mit blitzenden Augen, indem sie rasch aufstand.

„Ja, ja, Lolo! Ich nehme das Wort nicht zurück. Der Oberst Haugeranville machte mich aufmerksam auf den schönen Stabsofficier seines Regiments, welcher Dir auffallende Huldigungen erwies, und Du,

mein Kind, Du kannst es nicht leugnen, daß Du sie mit vielem Vergnügen angenommen hast. Hab' ich Unrecht?"

„Gute Nacht, Tante!" sagte Lodoiska und wandte sich nach der Thür.

„Aber Lolo! Willst Du mir nicht einmal antworten, Du trotziges Kind?"

„Ich bin zu stolz dazu!" erwiderte das junge Mädchen, das hoch erröthet war. „Gute Nacht."

Sie ließ sich nicht zurückhalten, und Frau von Breitung bereute es, sie gereizt zu haben. Bei dem kleinen Trotzkopfe war Alles zu fürchten.

Als Lodoiska in ihrem Stübchen Licht angezündet hatte, stellte sie sich vor den Spiegel und sah ihrem Ebenbilde fest in die Augen. Wollte sie prüfen, ob der französische Kürassier mit seiner faden Schmeichelei über ihre Augen eine Unwahrheit gesagt habe, oder fragte sie sich, ob sie ihrem Verlobten auf die eben gehörte Anschuldigung der Tante eben so frei und ruhig in die Augen schauen könne? Sie schüttelte über sich selbst lächelnd den Kopf und setzte sich nieder, um noch ein Paar Zeilen über den heutigen Abend in ihr Tagebuch zu schreiben. „Du kannst mir über die Schulter sehen, Julius!" flüsterte sie mit einem schalkhaften Aufblick, als stehe er wirklich hinter ihr. Da erschrack sie plötzlich: es klopfte leise an ihre Thüre, sie stand rasch auf.

„Darf ich noch hereinkommen, gnädiges Fräulein?“ hörte sie die alte Jungfer ihrer Tante draußen fragen. „Was willst Du?“ rief sie unwillig. — „Die gnädige Frau schickt Ihnen Etwas, das Sie bei ihr liegen gelassen haben,“ sagte die Zofe. „Sie könnten sich darüber Gedanken machen.“

„Komm doch nur herein!“ erwiderte Lodoiska, welche ganz ungeduldig geworden war, und die alte Dienerin erschien mit einem Billet in der Hand, das sie dem Fräulein überreichte.

„Das gehört mir nicht“, sagte das junge Mädchen, die Hand mit dem Briefchen zurückweisend. „Wie kommt meine Tante darauf, Christel?“

„Lesen das gnädige Fräulein doch die Aufschrift!“ entgegnete die Zofe, indem sie das Billet dem Fräulein nochmals hinreichte. Lodoiska nahm es und las mit aufsteigendem Erröthen:

A Mademoiselle

Mademoiselle de Goldenau.

Rasch drehte sie das zierlich gehaltene Briefchen um, es war versiegelt — mit einem bitterbösen Blick auf die Dienerin warf Lodoiska das Billet von sich zur Erde und schien einen Moment ganz aus der Fassung gekommen. Die Alte verzog keine Miene, sie öffnete den Mund zu keiner Frage, sondern erwartete, die starren grauen Augen unverwandt auf die junge Dame gerichtet, was diese sagen werde.

„Das ist eine Unverschämtheit!“ rief Lodoiska endlich, und ihre Stimme bebte vor Zorn. „Nimm das wieder mit!“ sie schob das Billet mit ihrem kleinen Fuß von sich. „Ich habe es nicht bekommen, also auch nicht bei der Tante liegen lassen, kein Mensch hat das Recht, an mich zu schreiben — nimm es wieder mit und sage meiner Tante, sie möchte die Gnade haben, es dem zurückzuschicken, der es ihr zur Bestellung gegeben hat.“

„Wollen gnädiges Fräulein nicht lieber mit der Frau Tante selbst sprechen?“ erwiderte Christel, indem sie das Billet von der Erde aufhob. „Sie ist noch munter.“

Lodoiska ging rasch nach der Thüre, und die Dienerin folgte ihr mit derselben unbewegten Miene, die sie während des ganzen seltsamen Auftrittes bewahrt hatte. Frau von Breitung war allerdings noch nicht zu Bett gegangen, aber doch schon in einem weit vorgeschrittenen Deshabillé, als sie den raschen Schritt ihrer Nichte hörte und diese in großer Aufregung eintreten sah.

„Lolo!“ sagte sie erstaunt.

„Ja, Tante! Ich komme selbst, Dir das Billet zurückgeben zu lassen, das ich nicht annehmen kann.“ Sie winkte heftig der Dienerin, welche das Briefchen auf den Tisch legte und sich dann, wie sie es für schicklich hielt, entfernte — natürlich nur bis vor die

Thür: Lodoiska's Beschuldigung, daß sie eine Horcherin sei, war nicht ganz unbegründet. Heut kostete es keine große Anstrengung, Alles zu vernehmen, was im Zimmer ihrer Herrin gesprochen wurde.

„Wer ist der Unverschämte, der sich unterstanden hat, an mich zu schreiben?" rief Lodoiska, sobald sie mit der Tante allein war, die gar nicht zu Worte kommen konnte. „Wodurch habe ich diese Kränkung von Dir verdient? Es ist unbegreiflich, daß Du das Billet von ihm annahmst — selbst wenn ich keine verlobte Braut wäre, so weißt Du, daß ich die Franzosen hasse — mein Vater ist gegen sie gefallen, werde ich das je vergessen? Verlaß Dich d'rauf, Tante Breitung, daß ich morgen dem Großvater Alles sagen werde, der soll mir Satisfaction verschaffen!"

„Aber Lolo! Ich bitte Dich um aller Heiligen willen!" sagte die Tante, welche mehrmals vergeblich versucht, sich Gehör zu verschaffen, und endlich rathlos die Hände gerungen hatte. „Was habe ich Dir denn gethan? Ich weiß ja von der ganzen Geschichte nichts. Mir hat doch kein Mensch das Billet gegeben? Auf dem Canapee sah ich es liegen, als Du aufgestanden und fortgegangen warst — Du hast es bei Dir gehabt und hier verloren! Weißt Du nichts davon, so ist es Dir im Concert heimlich zugesteckt worden! Auf jeden Fall ist es von Rochefort."

„O ja! Dessen ist er wohl fähig!" rief Lo-

doiska, auf welche die Betheuerungen der Tante doch Eindruck gemacht hatten. „Eine Beleidigung, die er bereuen soll — wenn es wahr ist, was Du sagst! Du weißt also nichts davon? Ich glaube Dir! Dem Unverschämten aber soll die Frechheit vergolten werden!“

„Liebes Kind, ist es denn eine Beleidigung, daß er Dich aimable findet? Kann er denn wissen, daß Du versprochen bist? Es ist ja noch gar nicht declarirt, und wenn es auch allen unseren Bekannten nicht cachirt geblieben, haben doch die Herren von der Garnison, die noch wenig Umgang haben, nichts davon erfahren! Ein Billet-doux kommt doch öfter vor, ohne daß es gleich so schrecklich übel genommen wird!“

„Kannst Du mir verbürgen, daß es von Rochefort ist?“ fragte Lodoiska, welche von diesen Reden auf's Neue gereizt worden war. „Ich glaube es selbst nach seinem Betragen von heut, aber wer steht mir dafür, daß nicht schon vorher, schon zu Hause die Hand einer bestochenen Creatur mir das Billet heimlich in das Kleid gesteckt hat und daß es von einem Anderen ist? Diese Welteroberer glauben, daß wir deutschen Mädchen eine Ehre darin finden müssen, wenn sie uns ihrer Aufmerksamkeit würdigen! Du weißt doch Etwas davon, Tante Breitung, wie könntest Du sonst so bestimmt behaupten, daß gerade Rochefort —“

„Freilich ist er nicht der Einzige in Erfurt, der Dich bewundert," erwiderte die Tante lächelnd. „Es braucht nicht einmal einer von den französischen Herren gewesen zu sein. Indessen können wir ja gleich darüber in's Klare kommen ...." Sie griff nach dem Billet, das auf dem Tische lag, Lodoiska kam ihr jedoch zuvor, strich es auf die Diele hinab und setzte den kleinen Fuß darauf.

„Du willst es doch nicht etwa aufbrechen?" rief sie. „Er soll es uneröffnet zurückbekommen!"

„Wer denn, mon ange?" fragte die Tante. „Wir müssen doch erst wissen, an wen wir es adressiren sollen. Nimm also nur Dein niedliches Füßchen fort, wir wollen sehen, wer das Billet geschrieben hat, dann können wir ja immer noch thun, was wir wollen."

„Nimmermehr!" entgegnete Lodoiska und hob das Blatt rasch auf, um es vor der Neugier zu sichern. „Mag es Rochefort oder ein Anderer geschrieben haben, lesen will ich es nicht, wenn es auch nicht zurückgeschickt werden kann, da ich nicht weiß, an wen. Vor Deinen Augen vernichte ich es —" sie zerriß das Papier in viele kleine Stücke, vergebens bat die Tante, wenigstens das Siegel zu schonen, es sei mit einem schönen Wappen versiegelt gewesen, an welchem der Schreiber vielleicht zu erkennen wäre.

„Ein Wappen!" sagte Lodoiska verächtlich, indem sie die kleinen Papierstücke in einen unentwirrbaren

Knäuel zusammenknitterte. „Haben diese Trabanten des Revolutionskaisers auch Wappen?"

„Um Gotteswillen!" rief die Tante, ihre Hände entsetzt aufhebend. „Du bringst uns noch auf die Guillotine! Ist der Kaiser nicht unser Souverain?"

„Zur Schande von Deutschland!" entgegnete Lodoiska furchtlos. „Mein Vater hat das Unglück nicht mehr erlebt — wären Alle in den Reihen seiner Armee gewesen, wie er, so wären wir heut noch preußisch!"

„Chère enfant, ich beschwöre Dich, laß Dich nicht immer wieder zu solchen rebellischen Aeußerungen hinreißen!" bat die Breitung in wahrer Angst. „Du weißt nicht, wer sie einmal hören kann. Es ist nun doch einmal nicht anders, wir sind französisch geworden, wie wir vor sechs Jahren ja erst preußisch geworden sind — wenn wir nun damals auch so rebellisch wie Du hätten sein wollen und lieber mainzisch bleiben! Der preußische Commandant hätte uns auf den Petersberg gesperrt. Deine Mama war aber schon lange vorher durch ihren Mann eine engagirte Preußin geworden, Du hast es also von Vater und Mutter geerbt, aber Du solltest vernünftig sein und daran denken, was daraus werden kann, wenn einmal ein französisches Ohr Dich belauscht! Ich zittere, wenn ich mir vorstelle, wie Du künftig in Kassel bestehen wirst!"

Lodoiska hatte ihr zerstreut zugehört, sie blickte

auf den kleinen Papierknäuel, den sie in der Hand hielt, und bedachte, was nun eigentlich geschehen könne, um den Uebermüthigen, der sie damit beleidigt hatte, fühlen zu lassen, daß er eine Frechheit begangen. — „Gute Nacht, Tante Breitung," sagte sie plötzlich. „Mache Dir keine Sorgen um mich, ein Soldatenkind schlägt sich schon durch."

Die Tante seufzte, sie wußte aus Erfahrung, daß Lodoiska den besten Vorstellungen nicht immer zugänglich war, und gab es daher für heut auf, sie über die Gefahren, denen sie sich aussetzte, zu belehren. Wenn irgend möglich, wollte sie ihr aber am anderen Morgen bei dem Großvater das Prävenire spielen. Die Franzosen, sagte sie sich, haben stets eine ritterliche Achtung vor ehrwürdigen Veteranen, und der alte Herr ist doch kurmainzischer General gewesen, zum Glück lange vor der Katastrophe von 1792, wo Mainz durch die Unfähigkeit und Feigheit seiner Vertheidiger so schmählich gefallen war. Ihn konnte daher die Mißachtung, welche die Franzosen vor denen hegten, die ihnen die starke Festung übergeben hatten, nicht treffen, er hatte sich ja selbst darüber in einer Gesellschaft gegen den jetzigen Commandanten von Erfurt, den General Oudinot, in der schärfsten Weise ausgesprochen. Wenn er über das Billet-doux, das ohne Zweifel der schöne Kürassier-Major seiner Enkelin in dreister Soldatenmanier

zugesteckt hatte, auch der Meinung war, daß Lodoiska dadurch eine Beleidigung widerfahren sei, so wußte er ihr eine Reparation d'Honneur viel leichter und ohne Aufsehen zu verschaffen, als wenn der Bräutigam das übernahm, wo es dann zu einem Rencontre führen mußte. Die Tante begriff aber nicht, wie das Kind über eine so alltägliche Sache dergleichen Alarm in das Haus bringen konnte, und ihre Christel, mit welcher sie noch beim Schlafengehen davon sprach, war auch dieser Meinung. Frau von Breitung begriff auch den Haß gegen die liebenswürdigen galanten Franzosen nicht, den ihre Nichte bei jeder Gelegenheit aussprach: mein Gott! sie waren doch nun einmal die Sieger, und man mußte sich ihnen accomodiren, befand sich doch auch gar nicht schlecht, seit Erfurt französisch geworden war. „Hab' ich Recht, Christel?"

„Schade, daß Sie nicht dreißig Jahre jünger sind!" erwiderte die Zofe mit ihrer sauersten Miene. Unter vier Augen nahm sie gegen ihre Herrin einen eigenthümlichen Ton an, und was Lodoiska scherzend eine Gardinenpredigt nannte, nahm zuweilen einen ganz anderen Charakter an. Die alte Dienerin stand schon seit der ersten Verheirathung ihrer Herrin, welcher nachher noch drei gefolgt waren, in ihrem Dienst und war in viele Verhältnisse eingeweiht, die ihr eine große Macht gegeben hatten; an ihrem

Schweigen oder Reden hing die ganze Stellung der Frau von **Breitung** im Hause ihres Onkels.

Die Dame pflegte sonst bis 10 Uhr Vormittags hinter den zugezogenen Gardinen ihres Himmelbettes zu ruhen und dann in demselben die Chocolade zu genießen, welche ihr **Christel** zur bestimmten Zeit brachte. Am Morgen nach dem Concert ließ sie sich zwei Stunden früher wecken und erschien schon in voller Toilette mit Kopfzeug und damastener Contouche im Wohnzimmer, wo sie der alte **Herr**, der sehr zeitig aufstand, mit der verwunderten Frage: was vorgefallen sei, empfing.

„Ist **Lolo** schon hier gewesen?" entgegnete sie, und zu ihrem Verdrusse mußte sie hören, daß **Lodoiska** ihr dennoch den Rang abgelaufen und ihren Großvater von der vermeintlichen Beleidigung, die sie erfahren, in Kenntniß gesetzt habe.

„Ist es nicht lächerlich, das einen Affront zu nennen?" rief sie, noch ehe sie die Ansicht des alten Herrn gehört hatte.

„Wie viel Billet-doux würde Frau **Bethche** aufzuweisen haben, wenn sie alle gesammelt hätte?" entgegnete er.

„Bitte doch recht sehr, mon oncle!" sagte sie. „Wer kann es den Männern verwehren, wenn sie Frauen schön finden und ihrer Bewunderung Worte geben! Ich sehe darin keine Beleidigung — es käme

doch immer darauf an, was in dem Billet gestanden hat, und Lolo wollte das nicht einmal wissen, sondern zerriß es gleich in kleine Fetzen. Sie werden doch die Bagatelle auf sich beruhen lassen?"

„Dir mag es eine Bagatelle sein, Elisabeth," versetzte der Oheim. „Es ist hier aber ein Unterschied, ob Einer sein Glück bei einer Frau versucht, die ihm vielleicht Avancen gemacht hat, Avancen, Frau Bethche!" wiederholte er mit Nachdruck, als sie Protest erheben wollte, — „oder ob er sich gegen eine junge Dame von Stande, die sich und ihrem Namen nicht das Geringste vergeben wird, eine Zudringlichkeit erlaubt. Diese französischen Plebejer meinen, daß auch bei uns Alles nivellirt sei und sie mit einem adeligen Fräulein umgehen können, wie mit einer Mamsell oder einer Bauernmagd."

„Herr von Rochefort ist von altem französischen Adel," bemerkte die Nichte.

„Den hat er sich abstreifen lassen, er oder sein Vater, gleichviel!" entgegnete der General. „Ich weiß es von seinem Vetter, der als ächter französischer Cavalier emigrirt war, daß der Vater dieses Rochefort gleich von Anfang an ein Jakobiner geworden ist, citoyen Rochefort also — wenn der Bonaparte als Kaiser einen neuen Adel gemacht hat und gewesene Republikaner, deren Ahnen adelig gewesen sind, das wieder hervorsuchen, so nenne ich sie doch

Plebejer, und Odry hat auch gar keinen Umgang mit seinem Vetter, der hier plötzlich aufgetaucht ist."

Frau von Breitung war erschrocken über die Erwähnung des Kaisers in solcher Weise, da ihr Onkel sonst auch unter vier Augen nie eine ähnliche Aeußerung gethan hatte. Sie schrieb es dem Umgange mit dem alten Emigranten zu, der gewiß ein Feind des Kaisers war, wenn er sich auch äußerst vorsichtig benahm: daß er seinen Vetter, den Herrn von Rochefort, vermied, der ihn gleich, nachdem er nach Erfurt in Garnison gekommen, aufgesucht hatte, war ein Beweis für seine feindselige Gesinnung gegen das Kaiserreich — warum blieb er denn aber hier, da er wenige Meilen entfernt die Wahl hatte zwischen fünf und sechs Fürstenthümern, in denen er still wohnen konnte? Er suchte am Ende hier eine Verschwörung gegen Napoleon anzuzetteln, wie im Königreich Westfalen auch dergleichen Dinge vorgefallen waren, und rechnete dabei vielleicht auf alte Militärs, deren Namen, wenn sie auch nicht selbst mehr befehligen konnten, der Sache ein gewisses Lustre verleihen konnten. Alle diese Befürchtungen gingen durch die Seele der alten Dame, sie wagte dieselben aber nicht auszusprechen und seufzte nur.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte sie nach einer Weile, als sich der Onkel nochmals stark dar-

über äußerte, daß die Effronterie des Mr. Rochefort eine ernste Abfertigung verdiene.

„Das ist meine Sache! erwiderte er.

Ein Posthorn, das eben über den Anger her klang, lockte die Breitung an das Fenster, sie sah einen offenen Wagen bei dem Gasthause vorfahren, das nach einer untergegangenen Größe „Zum Römischen Kaiser“ hieß und rief: „Da ist Riedleben schon! Er muß eine Nachtreise gemacht haben! Ich werde Lolo gleich die Nachricht bringen.“

„Bleib' da! Sie ist zu meiner Schwester gegangen,“ sagte der Onkel. Eine neue Quelle von Vermuthungen für die ideenreiche Frau! Die Schwester ihres Onkels war Priorin in dem Ursulinerinnenkloster, was konnte Lodoiska am frühen Morgen, wo doch selbst zwischen nahen Verwandten keine Visitenstunde war, zu ihrer Großtante führen? Nur etwas ganz Außerordentliches! Der Breitung fiel ein, was sie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit im Stifte Homberg in Hessen über das alte Fräulein von Stein und Katharina von Baumbach als ein gefährliches Geheimniß von einer eingeweihten Freundin gehört hatte: großer Gott, ihre Tante Wallhausen ließ sich doch nicht auch in Conspirationen ein? — „Frau Bethche möchten wohl gern wissen, was Lolo im Kloster macht?“ sagte der General, der ihre betroffene Miene bei seinen Worten bemerkte.

„Ich gestehe," erwiderte sie, zum Scherze sich zwingend, „daß ich frappirt bin, wie Lolo auf die Idee gekommen ist, die Nonnen im Schlafe zu stören."

„Meine Schwester hat sie rufen lassen. Durchbohre mich nicht mit Deinen Augen, chère nièce — mehr weiß ich selbst nicht."

„Sie ist doch nicht allein gegangen?" fragte Frau von Breitung besorgt.

„Unter Escorte natürlich! Ich habe Friedrich befohlen, sich bis an die Zähne zu bewaffnen und Jeden niederzuschießen, der Lolo unterwegs ansieht. — Riedleben wird gewiß gleich hier sein, Du kannst ihn empfangen und darüber beruhigen, daß seine Braut in's Kloster gegangen ist. Ich werde unterdessen einen Brief schreiben, aber kein Billet-doux! Hilf mir auf die Beine!" Sie reichte ihm die Hand, weil das Aufstehen dem alten Herrn schwer fiel, er ging langsam in sein Cabinet, und die zurückbleibende Frau konnte kaum zweifelhaft sein, an wen er jetzt schreiben werde. „Gott behüte uns vor Unglück!" seufzte sie.

Zweites Capitel.

Die Gefahr.

Das Fräulein von Goldenau war mitten im Gespräch mit ihrem Großvater, dem sie Alles von gestern erzählt hatte, durch eine Sendung vom Ursulinerinnen-Kloster erschreckt worden. Ihre Großtante, die Priorin, von der sie sich nicht entsinnen konnte, je eine Zeile gelesen zu haben, hatte mit zitternder Hand ihrem Bruder geschrieben, daß er ihr ohne Säumen, sobald seine Enkelin aufgestanden sei, diese schicken möge, sie habe ihr Etwas zu sagen, das von Wichtigkeit sei. Die unsicheren Schriftzüge waren für Lodoiska ein beunruhigendes Zeichen gewesen, der Großvater hatte sie aber belehrt, daß seine Schwester, wie er auch, schon seit Jahren nicht mehr anders schreiben könne. Sie war auch älter als er. Lodoiska nahm gleich ihr Mäntelchen um und eilte, von dem alten Diener gefolgt, den Wunsch der Großtante zu erfüllen.

Als sie das Haus verließ, war es auf dem Platze noch ziemlich leer. Hier wohnten meist angesehene Leute, welche nicht nöthig hatten, schon mit Sonnenaufgang an ihr Tagewerk zu gehen, wie das arme Volk in den engen Gassen der Stadt, die für ihre jetzige Bevölkerung überhaupt zu ausgedehnt war, daher immer ziemlich todt erschien. Viele Häuser gehörten adeligen Familien, welche hier unter kurmainzischer Herrschaft, als die Stadt mit ihrem Gebiet einen eigenen „geistlichen Staat“ unter einem kurfürstlichen Statthalter bildete, viele Privilegien besaßen und dadurch bewogen worden waren, sich in den Mauern von Erfurt niederzulassen. Jetzt aber waren viele von ihnen, welche auch Landgüter besaßen, hinausgezogen, weil ihre Freiheiten und Vorrechte von dem französischen Gouvernement nicht mehr anerkannt wurden, und ihre schönen Häuser in der Stadt standen leer, was auch dazu beitrug, derselben ein öderes Ansehen zu geben. Es stand zwar eine starke Garnison hier, welche nach französischer Manier viel Lärm mit Trommeln und Trompeten zu allen Tageszeiten machte, aber das waren doch keine Erfurter!

Wiederum hörte man Signale, welche die Franzosen nach der witzigen Behauptung des Marquis von Ordy sogar für das Waschen und Kämmen, das Zuknöpfen der Gamaschen und Nasenschneuzen hatten, und Lodoiska sah vor einem Hause nicht

weit von dem ihrigen einen Officier im Stahlküraß, den Metallhelm mit der Bärenfellraupe und dem rothen Federstutz auf dem Haupte, eben auf das Pferd steigen, dessen Ungeduld der Diener, der es hielt, kaum zu bändigen vermochte. Das Mädchen kannte den Officier nur zu wohl, es war der Unverschämte, der gestern, als sie unbefangen seiner nicht uninteressanten Unterhaltung ihr Ohr geliehen, sich erfrecht hatte, ihr ein Billet, mit dem er also vorher schon versehen gewesen war, heimlich, ohne daß sie es bemerkt, zuzustecken. Rasch bog sie in eine Seitenstraße ein, aber er hatte sie schon gesehen: sie hörte den Hufschlag seines galoppirenden Pferdes hinter sich. Eine offen stehende Hausthüre hätte ihr Gelegenheit geboten, ihm für den Moment auszuweichen, aber sie war zu stolz dazu, sie sah sich um und trat nur dicht an die Mauer des Hauses, um den Reiter vorüberzulassen. Er setzte sein Pferd sogleich in Schritt und neigte sich grüßend so tief vor ihr, daß sein Helm fast die Mähne seines Rosses berührte; kein Dank, nur ein Blick voll Verachtung wurde ihm zu Theil, und es zuckte ihm sichtlich über das Gesicht. Doch konnte er die junge Dame auf der Straße nicht anreden — wenn er auch, wie der Marquis Odry, sein Vetter, behauptete, der Sohn eines Jakobiners war und als Knabe von zwölf Jahren die rothe Jakobinermütze schon selbst getragen hatte, so mochten

ihm doch noch einige ritterliche Reminiscenzen in dem ererbten, wenn auch entarteten Blute stecken und ihn abhalten, die Frage, die sich ihm ungestüm aufdrängte, an das Fräulein zu richten. Sein Pferd aber, von beiden Sporen gestachelt, bäumte sich hoch auf, daß der alte Diener Lodoiska's erschrocken an die Wand sank, das Thier machte einen mächtigen Bogensatz vorwärts mit seinem Reiter, und Lodoiska sah, daß er ihren Blick richtig verstanden, sie hatte sich selbst Satisfaction verschafft, eine bessere konnte sie gar nicht verlangen.

„Gnädiges Fräulein haben sich gar nicht gefürchtet?" sagte der Diener hinter ihr.

„Ich bin nicht furchtsam, Friedrich!" erwiderte sie, ohne sich umzusehen, indem sie rasch ihren Weg fortsetzte. Er glaubte es nicht, denn ihr Ton klang keineswegs ruhig; der ehrliche Friedrich verstand aber die Ursache ihrer Gemüthsbewegung nicht.

Bald war das Kloster erreicht, der Diener blieb zurück und Lodoiska wurde zu ihrer Großtante geführt, welche sie in ihrem Cabinet erwartete, wo außer der dienenden Schwester Niemand Zutritt hatte. Auch Lodoiska war noch nicht hier gewesen. Die Sauberkeit und Zierlichkeit in der ganzen Einrichtung des kleinen Raumes machten auf sie einen angenehmen Eindruck, doch wurde sie sich dessen kaum bewußt, da sie ganz von dem Gedanken, was sie nun

hören werde, erfüllt war. Die Großtante saß auf einem Sessel mit hoher, kunstreich geschnitzter Lehne und nickte Lodoiska, als sie von der dienenden Schwester, welche sie gemeldet, eingelassen wurde, freundlich zu. Sie war eine schöne Greisin, noch immer hielt sich ihre schlanke Gestalt ungebeugt vom Alter aufrecht, entschieden sah sie jünger aus als ihr Bruder, der General, obgleich sie acht Jahre mehr zählte. Das schwarze Ordenskleid umfloß in weichen Falten ihren Leib, doch war der lederne Gürtel mit der Eisenschnalle, den sie wie die geringste Klosterfrau trug, fest angezogen und zeigte die feine Taille; das schwarze, weißgefütterte Weihel, das Kopftuch der Nonnen, verhüllte mit seiner Binde alles Haar, ließ aber das zarte Antlitz mit seinen Zügen, in denen der reinste Seelenfrieden lag, um so freundlicher hervortreten.

Sie reichte der Großnichte, welcher ihr ehrerbietig nahte, die Hand entgegen, Lodoiska küßte diese, verneigte sich tief und sagte etwas beklommen: „Sie haben befohlen, Mutter Serena.“ So wünschte die Priorin auch von ihr genannt zu werden. Lodoiska war eine Protestantin, ihr Vater hatte es durchgesetzt, daß seine Tochter trotz der katholischen Mutter in der reformirten Glaubenslehre, welche die seinige war, erzogen wurde. Wie das Soldatenkind eifrig preußisch gesinnt war und dies noch im höheren

Grade, seit ihr Vater für seinen König gefallen und das Unglück über Preußen gekommen war, so zeigte sie sich auch als eine eifrige Protestantin — Beides selten genug in jener Zeit, wo eine wahrhaft patriotische Gesinnung in Deutschland selbst unter den Männern nicht allzu häufig zu finden war und in Sachen der Religion eine entsetzliche Gleichgültigkeit sogar in den Gebieten geistlicher Fürsten bei allem äußeren Formenwesen herrschte. Auch der ehemalige kurmainzische General, Lodoiska's Großvater, machte keine Ausnahme davon, deswegen ließ er aber seine protestantische Enkelin gewähren, wenn sie auch in seinem Hause, wo er sie nach dem Tode ihres Vaters aufgenommen hatte, eine freimüthige Ketzerin blieb. Als sie zu ersten Mal in das Kloster gekommen war, um ihrer Großtante vorgestellt zu werden, hatte sie von Allem, was sie sah, den unheimlichsten Eindruck bekommen, und sich darüber offen gegen den Großvater ausgesprochen, welcher ihre Worte, vor denen Frau von Breitung sich bekreuzt, sehr belacht hatte. Die ehrwürdige Gestalt ihrer greisen Verwandtin, der stille Frieden in ihrem ganzen Wesen und die liebreiche Weise, mit welcher sie Lodoiska immer empfing, wenn sie zu ihr kam, hatten allmählich jenen ersten Eindruck vom Klosterleben etwas abgeschwächt, doch konnte sich noch heut einer gewissen Beklommenheit, wenn sie die geweihten Mauern betrat und

die schwere Pforte sich hinter ihr schloß, nicht erwehren, und dies Gefühl wurde diesmal noch durch die unbestimmte Erwartung eines drohenden Unheils in der Nähe ihrer Großtante gesteigert.

„Ich habe Dich bitten lassen, zu mir zu kommen," sprach die Priorin, „weil ich das, was ich Dir zu sagen habe, nicht wohl schreiben konnte. Du bist mit Julius von Riedleben verlobt, er ist jetzt in französischen Diensten —"

„Verzeihung, Mutter Serena," erlaubte sich Lodoiska, da ihre Verwandte sehr langsam sprach, einzufallen. „Riedleben steht in westfälischen Diensten."

„Das ist ganz dasselbe, mein Kind," erwiderte die Priorin ruhig. „Der Kaiser der Franzosen hat seinem Bruder Hieronymus zwar ein Königreich aus vielen Landstücken zusammengestellt, aber der Titel und die Einkünfte, das ist Alles, was dieser neue König davon hat, in Wirklichkeit ist ganz Westfalen französisch und muß dem Kaiser gehorchen. Riedleben ist westfälischer Capitän, aber eben deshalb steht er in französischen Diensten. Correspondirst Du mit ihm? So viel ich mich erinnere, glaube ich das von meinem Bruder gehört zu haben."

Lodoiska war bei der Nennung ihres Verlobten erröthet, doch richtete sie ihr Auge frei auf die Großtante, sie hatte sich ihres Brautstandes ja nicht zu schämen, wenn es ihr auch nicht lieb war, daß Ju-

lius die Anstellung im westfälischen Dienst nicht ausgeschlagen hatte.

„Wir schreiben uns zuweilen,“ antwortete sie. „Doch wird Riedleben heut nach Erfurt kommen.“

Die Nachricht überraschte die Priorin, wie es schien, in unangenehmer Weise, ihre sanften Augen blickten mit einem Ausdrucke der Besorgniß auf Lodoiska. „Weißt Du das bestimmt?“ fragte sie.

„Er hat es gestern dem Großpapa gemeldet,“ erwiderte das Mädchen.

„Was hat er sonst geschrieben?“ forschte die alte Dame.

„Das weiß ich nicht, Großpapa hat den Brief verbrannt.“

Wiederum blickte die Oberin mit einer besorgten Miene auf Lodoiska. „Verbrannt!“ wiederholte sie.

„Ja, Mutter Serena. Er sagte, daß er es in der Zerstreutheit gethan, weil er gewohnt sei, Briefe, die er nicht weiter gebrauche, gleich zu verbrennen. Ich glaube aber, daß er doch einen Grund gehabt hat; Riedleben hat vielleicht Etwas geschrieben, das mich der Großpapa nicht lesen lassen wollte.“

„Du kannst Recht haben, Kind,“ versetzte die Priorin. „Wegen Riedleben wollte ich eben mit Dir sprechen. Du solltest ihn warnen — nun wird es am Ende zu spät sein.“

„Was meinen Sie?“ rief Lodoiska.

„Aengstige Dich nicht, Kind. Wenn er glücklich nach Erfurt kommt, ist die Warnung nicht mehr nöthig. Das meinte ich damit. Er ist bei den Franzosen, die jetzt in Kassel regieren, durch irgend einen Angeber, an denen es leider Gottes nicht fehlt, in Verdacht gekommen, so wollte ich Dir rathen, ihn ohne Säumniß zu warnen oder durch Deinen Großvater warnen zu lassen. Ich meinte, es sei am besten, im Fall er sich von dem Verdacht reinigen könne, die Sache selbst bei seinen Vorgesetzten zur Sprache zu bringen und auf Untersuchung anzutragen, damit der Verleumder zur Strafe gezogen werde, oder, wenn Riedleben sich doch nicht ganz sicher fühle, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, ehe ihm die Spione, von denen er gewiß umgeben ist, das Netz über den Kopf zusammen ziehen."

„Wessen ist er denn verdächtigt?" fragte Lodoiska, welche die Frage kaum während der Rede der Großtante hatte zurückgehalten können.

„Du hast wohl von der Soldatenmeuterei in Hessen gehört, welche im vorigen Jahre ausbrach und streng unterdrückt wurde. Riedleben ist verdächtigt, als ehemaliger hessischer Offizier sich daran unter der Hand betheiligt zu haben."

Lodoiska's Augen blitzten auf, in ihrem Gesicht, das noch keiner Verstellung fähig war, ließ sich eher eine Freude als Beunruhigung bei der Nachricht der

Priorin bemerken. Doch verschwand der Ausdruck gleich wieder, sie schüttelte den braunen Lockenkopf und sagte: „Das ist ein falscher Verdacht, Mutter Serena. Würde Riedleben in den Dienst des Jerôme Bonaparte gegangen sein, wenn er erst gegen ihn conspirirt oder gar den Degen gezogen hätte?"

„Darüber kann ich nicht urtheilen, Lodoiska, weil ich ihn nicht kenne. Deinetwegen nehme ich aber Interesse an ihm und wollte Dir Nachricht von der Gefahr geben, welche ihm droht. Es ist ja möglich, daß er nicht die geringste Ahnung davon hat. Wie viele Unschuldige sind schon von den Franzosen vor ein Kriegsgericht gestellt und auf den bloßen Schein eines Vergehens verurtheilt worden! Darum schrieb ich an Deinen Großvater, sobald ich die Nachricht erhalten hatte. Es ist nun, wie gesagt, zu spät, da Riedleben heute herkommen will: Du mußt ihm aber gleich Alles mittheilen."

„Von wem haben Sie die Nachricht bekommen?" fragte Lodoiska schüchtern.

„Das, liebes Kind, muß ich wohl für mich behalten, wie Du einsehen wirst," erwiderte die Priorin mit einem freundlichen Blicke, der den abschlägigen Bescheid mildern sollte.

„Aber Julius — ich wollte sagen Riedleben wird mir nicht glauben wollen und es für ein leeres Gerücht erklären; darf ich mich auf Sie berufen?"

„Gewiß darfst Du das,“ sagte die Großtante. „Hat er geschrieben, zu welcher Zeit er heut eintreffen wird? Wahrscheinlich ist er doch in Eisenach über Nacht geblieben.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lodoiska. „Der Großpapa hat ja den Brief gleich verbrannt. Er hat am Ende schon von der Sache Etwas darin gestanden, und darum ist der Brief in den Kamin geworfen worden. Erlauben Sie, daß ich auch den Großpapa darnach frage? Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie sich um unser Schicksal — um Riedleben's Schicksal sollte ich sagen, aber es betrifft mich doch auch —“

„Das ist gewiß, liebes Kind,“ sagte die Priorin gütig, als Lodoiska bewegt stockte. „Deshalb wollen wir eben thun, was wir können, und dann den Ausgang in Gottes Hand legen. Willst Du die Schwester Klara draußen rufen? Du sollst Dich auf den frühen Morgengang und die Unruhe nur ein wenig erfrischen, dann will ich Dich nicht länger aufhalten, Dein Herz wird sich sehnen, vielleicht doch noch Etwas zu erfahren, ehe Dein Bräutigam ankommt.“

Lodoiska bat, gleich jetzt sich empfehlen zu dürfen, und lehnte die eingemachten Früchte und Küchlein ab, welche die dienende Schwester bringen sollte; sie küßte der Großtante mit wiederholtem Danke die Hand, als diese ihr noch an den Bruder den Auftrag gab, daß

er in Gottes Namen Alles erzählen solle, was Riedleben etwa über die Angelegenheit geschrieben habe, und nahm dann Abschied. Um nicht auf dem Rückwege von Bekannten gesehen zu werden und ihnen Anlaß zu allerlei Vermuthungen über diesen ungewöhnlichen Ausgang bei frühem Morgen zu geben, schlug sie nicht die nächste Richtung ein und kam dadurch wieder in die Gasse, wo ihr vorher der französische Offizier begegnet war. Sie hatte nicht mehr an ihn gedacht, die Erinnerung machte ihr ein unangenehmes Gefühl. Hinweg damit! Ihre Gedanken waren dadurch nur einen Moment unterbrochen worden, sie beschäftigten sich natürlich nur mit ihrem Verlobten. Daß er schon Etwas von der bösen Verwickelung, in die er gerathen, an den Großvater geschrieben, und dieser es ihr nur verheimlicht hatte, stand ihr jetzt außer Zweifel, sie wußte nun, warum Julius plötzlich zu dem Entschlusse einer Reise nach Erfurt gekommen war, die er gar nicht im Sinne gehabt, wie sie aus bestimmten Aeußerungen noch in seinem letzten Briefe entnommen hatte. Er kam auch nicht auf Urlaub hierher, wahrscheinlich hatte er gar keinen Urlaub gefordert, sondern die Reise war eine Flucht! Von dem Aufstande in Westfalen hatte sie den Großvater reden hören. Es waren die Soldaten der aufgelösten hessischen Armee gewesen, die sich zusammengerottet, als der Generalgouverneur Lagrange

auf Befehl des Kaisers Napoleon ihre Einberufung in die früheren Garnisonen angeordnet und den Ausbleibenden mit Erschießen gedroht hatte. Da waren im ganzen Lande Soldatenversammlungen gehalten und dabei den Franzosen Tod und Verderben geschworen worden. Die geworbenen Leute, welche lebenslang dienten, waren durch die Entlassung brodlos geworden, sie irrten zu Tausenden, da sie kein bürgerliches Unterkommen fanden, meist auch nicht suchten, im Lande umher, und wollten sich weder für die holländische, noch die französische Armee anwerben lassen, bis jene Ordre kam, die sie zu offener Empörung trieb. Das Königreich Westfalen war damals noch nicht errichtet, aber Hessen von den Franzosen besetzt und in Verwaltung genommen, bis der Kaiser über das Schicksal des Landes entscheiden würde. Gegen Napoleon also, der Oesterreich in drei Kriegen und kürzlich auch Preußen besiegt hatte, wollten sich ein Paar tausend hessische Soldaten, die nicht einmal Offiziere hatten, auflehnen! Lodoiska's Großvater hatte das unsinnige Unternehmen mit den schärfsten Worten verurtheilt und den Hauptmann von Uslar, der sich endlich zum Obersten der Hessen hatte ausrufen lassen, einen Wahnsinnigen genannt. Alle hessischen Generale und Stabsoffiziere nämlich, welche, das noch ungewisse Schicksal des Landes abwartend, eine französische Anstellung vorläufig abge-

lehnt hatten, waren nach Mainz verwiesen worden, die jüngeren Offiziere scheuten sich aber auch, zu ihren alten Soldaten, die nach ihnen riefen, wieder als Vorgesetzte zu treten, und so war denn der General von Wallhausen vollkommen im Recht gewesen, der Insurrektion ein baldiges Ende mit Schrecken zu prophezeihen. Riedleben, der damals als entlassener hessischer Offizier nach Erfurt gekommen und dem General empfohlen war, hatte sich ganz in dessen Sinne über den tollen Aufstand ausgesprochen — konnte das Verstellung, Unwahrheit gewesen sein? Lodoiska hatte später, als sie mit ihm verlobt und er in den Dienst des neugeschaffenen Königs von Westfalen getreten war, mit ihm zuweilen über die früheren Verhältnisse gesprochen und die Beweggründe seines Entschlusses gehört, welche durchaus nicht auf eine frühere Feindseligkeit gegen die Franzosen schließen ließen. Sollte er auch sie getäuscht haben? Das wäre ja ein übles Vorzeichen für ihre Zukunft gewesen.

Sie war so rasch nach Hause geeilt, daß ihr der alte Diener, der sonst auf der Straße nur mit gravitätischem Schritt zu wandeln pflegte, kaum zu folgen vermocht hatte. Als Lodoiska den Hausflur betrat, hörte sie Pantoffeln die Treppe rasch herabklappern. Die Zofe ihrer Tante, welche sie vom Fenster aus hatte kommen sehen, erschien im Auftrage ihrer Herrin, um sie auf einen Moment zu dieser zu entbieten. Sie

durfte dem Fräulein nicht sagen, daß der Bräutigam angekommen war: Frau von Breitung wollte sich diese Freude selbst machen.

„Nun, Lolo? Was war es? Du bist zur Priorin gerufen worden, als kaum der erste Hahn gekräht?“ rief die Breitung ihrer Nichte entgegen. „Erzähle doch!“

Lodoiska war auf diese Frage vorbereitet, sie gerieth aber doch in einige Verlegenheit, da es ihrer Natur widerstrebte, eine unwahre Antwort zu geben. „Mutter Serena hatte Nachrichten von auswärts bekommen,“ sagte sie. „Nachrichten, welche Julius angehen.“

„Ei! Sie wußte also nicht, daß er heut herkommt? Sehr interessante, sehr wichtige Nachrichten sans doute? Darf man sie wissen?“

„Darüber mag Julius entscheiden,“ erwiderte Lodoiska. „Mutter Serena wünscht, daß ich sie ihm gleich bei seiner Ankunft mittheile.“

„Bei seiner Ankunft, so!“ sagte die Tante, bedeutungsvoll lächelnd. „Er ist wohl Major geworden? Aber wie kommt die Hochwürdige zu Nachrichten über ihn, sie bekümmert sich doch sonst nicht mehr um das, was in der sündhaften Welt vorgeht? Etwas Neues wird es für Deinen Julius übrigens nicht sein, also sei nicht ridicüle, Lolo, mir ein Geheimniß daraus

zu machen, ich erzähle Dir dann auch etwas recht Hübsches, worüber Du Dich freuen wirst."

„Julius ist schon hier!" rief Lodoiska.

„Woher weißt Du das? Du hast ihn wohl beim Großvater am Fenster gesehen?"

„Ist er dort? Nun das kann sich ja nicht besser schicken! Pardon, ma tante! Ich will keinen Augenblick versäumen!" Sie verließ die Tante so eilig, daß mit der Thüre, welche sie schnell öffnete, fast die an derselben lehnende Zofe in das Zimmer gefallen wäre. Das heitere Gelächter, der muthwillige Blick, mit welchem das Fräulein die Taumelnde aufhielt, machte die alte Jungfer sehr verdrießlich, sie sah Lodoiska mit einem bösen Blicke nach. „Aber Christel!" sagte ihre Herrin.

Lodoiska kümmerte sich wenig um die Ungunst der Zofe, die sie sich ohnehin schon durch manche kleine Verletzung der Rücksichten, welche die Alte in Anspruch nahm, zugezogen hatte. Es war auch nicht das erste Mal, daß sie dieselbe beim Horchen überrascht hatte. Lodoiska wußte ihren Bräutigam bei dem Großvater und klopfte dreist an dessen Zimmer, als auch sie einen Moment gelauscht und die schöne männliche Stimme in einer lebhaften Rede drinnen vernommen hatte.

„Wer ist da?" rief der Großvater höchst ungnädig.

„Ich bin's, grand papa! Ich komme zum

Rapport!" Sie brauchte ja nicht zu melden, daß sie schon um Julius' Ankunft wußte.

Ein Stuhl wurde hastig gerückt, der rasche wohlbekannte Tritt kam zur Thüre, diese wurde aufgerissen, und der Verlobte begrüßte seine Braut mit freudestrahlendem Antlitz. Sie gab ihm die Hand und wehrte ihm durch einen liebevoll abmahnenden Blick, als er sie, ohne des Großvaters oft ausgesprochene Antipathie gegen alle Zärtlichkeiten zu beachten, in die Arme schließen wollte.

„Steht nicht zwischen Thür und Angel!" sagte der General. Sie gehorchten und Lodoiska näherte sich dem alten Herrn, um ihm von dem Besuche bei der Priorin das zu sagen, was jetzt noch nothwendig war: der letzte Auftrag, den sie von der Großtante an ihn bekommen hatte, war durch Julius' Hiersein erledigt, dieser konnte ihr ja nun selbst Alles erzählen.

„Was wollte meine Schwester von Dir?" fragte der General.

„Sie hatte Nachrichten aus Kassel," antwortete Lodoiska mit einem prüfenden Blicke auf ihren Verlobten, der bei ihren Worten ein Zeichen der Befremdung gab. „Ich kann wohl ganz frei sprechen Großpapa? Sie sind gewiß von Allem unterrichtet und wahrscheinlich schon seit gestern durch den Brief, den Sie so schnell verbrannt haben."

„Mädel, Du wirst erstaunlich dreist!“ erwiderte der Großvater, während Riedleben die Augenbrauen in die Höhe zog. „Statte Deinen Rapport ohne unnütze Worte ab. Augusten's Nachrichten also!“ Er nannte seine Schwester immer noch bei ihrem Taufnamen, niemals bei dem Klosternamen, den sie mit dem Nonnenschleier erhalten hatte.

Riedleben ergriff Hut und Stock, er war in bürgerlicher und zu Lodoiska's Erstaunen nicht einmal modischer Kleidung. „Ich will mich keiner Indiscretion schuldig machen, Excellenz,“ sagte er.

„Bleiben Sie nur da!“ entgegnete der General. „Die Klosternachrichten werden etwas veraltet sein, wenn meine Schwester auch noch so pressirt damit war. Sie haben auf jeden Fall bessere und neuere und können Ihre Braut corrigiren. Fang' an, Lolo!“

„Es betrifft Sie, Julius!“ sagte Lodoiska und blickte ihrem Verlobten fest in die Augen. Sie sind in einen schlimmen Verdacht in Kassel gekommen, und meine Großtante rieth mir, Sie vor der Gefahr zu warnen.“

Riedleben hatte betroffen bei ihren ersten Worten die Hand auf die Brust gelegt und flüchtig nach dem General hinüber geschaut, der seiner Enkelin fortzufahren winkte.

„Hat Ihnen die hochwürdige Frau etwas Näheres über diesen Verdacht gesagt?“ fragte Riedleben.

„O ja. Darf ich ihn aussprechen? Sie sind im Verdacht, an dem Soldaten-Aufstande vor'm Jahre einigen Theil genommen zu haben! Gegen uns hatten Sie sich darüber ganz anders geäußert!"

„Sieh da!" sagte der General, Riedleben's Verwahrung gegen diesen Vorwurf seiner Braut unterbrechend. „Das ist ja noch eine Variation, mon chèr. Mir sagten Sie doch, es sei eine Aufopferung für einen Gönner gewesen, daß Sie sich retirirt haben, er hätte nicht compromittirt werden dürfen, da an ihn sich große Hoffnungen knüpften, darum sei Ihnen nichts übrig geblieben, als den ganzen Verdacht auf sich zu nehmen und sich zu eclipsiren! Da haben wir also die Auswahl, was wir glauben wollen!"

„Excellenz," erwiderte Riedleben mit der Röthe des Unwillens in seinem männlich schönen Gesichte, „was ich selbst die Ehre gehabt, Ihnen vorzutragen, ist die Wahrheit, es widerspricht dem nicht, was ich früher in diesem Hause geäußert habe. Für falsche Nachrichten, die sich aus Kassel über mich verbreitet haben, kann ich nicht verantwortlich gemacht werden. Ich bin nicht so schwankend in meinen Ansichten, und es schmerzt mich, Lodoiska, daß Sie mich für falsch halten."

„Wie können Sie es so nehmen?" sagte diese. „Habe ich denn gezweifelt, daß Sie damals nicht

Ihre wirklichen Ansichten gegen uns ausgesprochen haben? Können sich diese aber nicht geändert und Sie über den Aufstand der Soldaten eine bessere Meinung gewonnen haben?"

„Nein, Lodoiska, wie ich damals über diese unglückliche Verblendung gedacht habe, so denke ich auch heute noch. Ich wiederhole es, Excellenz, daß Alles, was ich Ihnen so eben gesagt, die volle Wahrheit ist, und die Nachricht, welche Dero hochwürdige Frau Schwester aus Kassel bekommen, auf einem unbegreiflichen Irrthume beruht. Ich habe nicht die entfernteste Beziehung zu dem vorjährigen Aufstande gehabt, noch weniger mich direct oder indirect daran betheiligt, vielmehr habe ich die Aufforderung, welche Uslar, als er an die Spitze getreten war, an mich richtete, unter Angabe aller Gründe, die gegen sein Unternehmen sprachen, entschieden abgelehnt. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, Excellenz — ich hoffe, Sie werden als Officier und Edelmann dasselbe von mir annehmen."

„Wie sollte ich das nicht acceptiren? Sie können mir aber nicht verdenken, daß die Nachricht, welche Lolo mitbrachte, mir einen Moment Ombrage gab. Ihr Wort macht Allem ein Ende."

„Darf ich meiner Braut kurz mittheilen, was ich Euer Excellenz vorgetragen habe, damit auch sie nicht länger an mir zweifle?"

„Ich zweifle nicht an Ihnen, Julius!" sagte Lodoiska. Daß ich Ihnen gleich offen den Widerspruch, den scheinbaren, zu erklären überließ, sollte Ihnen ein Beweis meines Vertrauens sein."

„Keine Sentimentalitäten!" sprach der General. „Ich will's ihr lieber selbst sagen, mon chèr, Sie möchten zu tendre werden. Also, hab' Acht, Lolo! Du weißt, wer diesen ehemals kurhessischen Capitain hier bewogen hat, ein Brevet für gleiche Charge vom König Jerôme anzunehmen?"

„Der Oberst von Dörnberg", erwiderte sie. „Er wünschte, daß noch recht viele ehemalige hessische Officiere, wie er, in französischen Dienst treten sollten — ja, lieber Julius, das ist ganz gleich, der König Hieronymus giebt nur den Namen her, seine Armee steht im Dienst des Kaisers Napoleon." Lodoiska hatte sich wohl gemerkt, was ihr Großvater darüber gesagt hatte.

Der General schüttelte den Kopf, Riedleben entgegnete aber mit Wärme: „Sie thun dem edlen Dörnberg Unrecht! Vielleicht wird sehr bald die Zeit kommen, wo Sie das mit Freuden erkennen werden; ich darf jetzt nicht davon sprechen. Ihn dem Vaterlande zu erhalten, war meine Pflicht — Sie verzeihen, Excellenz, daß ich in eigener Sache nun doch das Wort nehme! Dem Freiherrn von Dörnberg drohte eine Gefahr, die ihn nicht bloß

um seine Stellung bringen, sondern ihm sogar das Leben kosten mußte, wenn es nicht gelang, sie von ihm abzulenken. Ich verdanke ihm, ich hoffe von ihm so viel — und nicht etwa selbstsüchtig für mich, sondern für ganz Deutschland! — daß ich mich keinen Augenblick besann, den Argwohn und seine Folgen auf mich zu nehmen — und so bin ich denn hier!"

„Aber nicht als Deserteur etwa," setzte der General hinzu. „Er hat seine Demission eingereicht und erhalten, noch ehe es zum Eclat kam. Jetzt freilich muß er sich hinter die Coulissen verziehen. Genug vor der Hand. Hat Dir die Tante gesagt, daß wir Nachmittag abreisen werden?"

„Wohin?" rief Lodoiska überrascht.

„Denkst Du an eine weite Vergnügungsreise nach Dresden oder nach Leipzig? Wir gehen in diesem Jahre etwas früher auf den Wald, das ist Alles. Riedleben wird uns begleiten: verstehst Du es nun?"

Drittes Capitel.

Auf's Land.

Riedleben hatte sich nach seinem Gasthofe begeben, um Anstalten zur Abreise zu treffen. Er wollte Erfurt mit Postpferden, wie er gekommen war, verlassen, aber in entgegengesetzter Richtung, als der General von Wallhausen, welcher mit eigener Equipage nach seinem Landgute auf dem Thüringer Walde fuhr. Dort erst gedachte Riedleben die Familie wieder zu sehen, er ließ Extrapost nach Weimar bestellen und sprach unbefangen davon, daß er auf der Reise nach Schweden sei, wo er eine ihm zugefallene Erbschaft erheben müsse. Dies Vorgeben war nicht ganz unbegründet, nur lag das kleine Gut, das er von einem Bruder seiner Mutter geerbt hatte, nicht auf der skandinavischen Halbinsel, sondern in Schwedisch-Pommern und war bereits verkauft, ohne daß er deshalb eine Reise nöthig gehabt hatte. Der Wirth kannte Herrn von Riedleben, der schon als Bräutigam

des schönen Fräuleins von Goldenau, Enkelin Seiner Excellenz von Wallhausen, ein Paar mal bei ihm eingekehrt war, er fragte ihn, ob er denn in Schweden bleiben und seine Erbschaft nicht lieber hierher bringen werde, worauf ihm Riedleben versicherte, er wolle das Geld nur erheben und sich dann in der Gegend von Erfurt ankaufen, da seine Braut wünsche, in der Nähe ihres alten Großvaters, den sie zärtlich liebe, zu bleiben. Mehrere Gäste hörten dies Gespräch bei ihrem Glase Naumburger im Gastzimmer mit an: Riedleben wartete dort auf seine Extrapost und glaubte sich durch sein ruhiges und sicheres Benehmen, auch wenn später officielle Nachfrage nach ihm gehalten werden sollte, vollkommen zu decken. In Kassel wußte man nicht, daß er nach Erfurt gereist war, er hatte die Residenz, als für ihn die Gefahr wuchs, auf einem Pferde seines Gönners, begleitet von dem treuen Reitknecht desselben, verlassen und die Richtung nach Göttingen eingeschlagen, um etwaige Nachforschungen irre zu führen; in Münden hatte er aber schon die Pferde zurückgeschickt und einen Wagen gemiethet, mit welchem er seitwärts abgefahren war, um auf einer kleinen Poststation schließlich Extrapost zu nehmen und durch eine Nachtfahrt nach Erfurt zu gelangen. Hier suchte man ihn gewiß nicht, wenn man ihn wirklich für einen Verschwörer gegen die Franzosenherr-

schaft hielt, denn Erfurt war ja eine kaiserlich französische Stadt und mit einer vortrefflichen französischen Polizei gesegnet: ein Mensch, der sich gegen den Kaiser vergangen hatte, konnte doch unmöglich zu ihm selbst fliehen, wenn ihm der Weg nach Preußen oder Oesterreich oder noch besser in die Lande Gustav's IV. von Schweden offen stand, der als unversöhnlicher Feind Napoleon's gewiß Keinen, den die Franzosen reklamirten, auslieferte. In ähnlicher Vorsicht verfuhr Riedleben auch jetzt. Hier, wenn man seine Spur von Kassel aus richtig gefunden hatte, war es schon gefährlicher, hier kannte man ihn, man wußte, daß er mit der Enkelin des Generals von Wallhausen so gut wie verlobt war, natürlich mußte man glauben, daß dieser ihm eine Zuflucht gewährt habe, und eine Nachforschung selbst auf dem Gute des Generals stand in Aussicht. Dies lag zwar nicht mehr im Gebiete von Erfurt, sondern auf dem Thüringer Walde, und zwar in zweier Herren Ländern, deren Grenze mitten durch das Dorf, ja durch den Schloßhof lief, so daß der General von Wallhausen sonst sogar dreien Herren unterthan gewesen war: für seine Person dem Kurfürsten-Erzbischof von Mainz, in dessen Armada er stand, und für sein Rittergut auf dem Walde zwei Thüringischen Fürsten. Den Kriegsdienst, wenn man den kurmainzischen so nennen kann, hatte er bereits mehrere

Jahre vor der Katastrophe von 1792 quittirt, und war so eines Herrn ledig geworden, die beiden anderen theilten sich aber noch in die Souveränetät über ihn und sein Rittergut. Souverän waren sie ganz und gar seit der Auflösung des deutschen Reichs; der Kaiser, der seinen Titel und die Reichsfarben auf Oesterreich übertragen, hatte ihnen nichts mehr zu befehlen, aber dafür waren sie als Mitglieder des aufgezwungenen Rheinbundes unter die Botmäßigkeit eines fremden Protektors gekommen, dessen Willen und Winken sie mehr gehorchen mußten, als ihre Vorfahren je einem deutschen Kaiser seit der Hohenstaufenzeit gehorcht hatten. Wenn also der Gouverneur von Erfurt seine französischen Gensd'armen mit einer bloßen höflichen Notification kurzweg über seine Grenze schickte, um auf einen Staatsverbrecher, der sich dort im Lande eines Rheinbundsfürsten verborgen hielt, zu fahnden, welcher von diesen, Karl August von Weimar ausgenommen, würde es wohl gewagt haben, sich zu widersetzen oder gar einem auf Napoleon's Befehl verfolgten Flüchtlinge Schutz zu gewähren. Riebleben mußte also darauf gefaßt sein, daß nach ihm auf dem Gute seines künftigen Schwiegervaters geforscht werde, doch lag dasselbe in seinem Gebirgsthale so günstig, daß sich ihm mehr als eine Zufluchtsstätte bot, wo er nicht so leicht gefunden werden konnte. Verrath hatte er hier nicht zu fürchten. Es

gab zwar in allen deutschen Ländern genug feile, nichtswürdige Menschen, die den Franzosen zu Spionen und Angebern dienten, Riedleben selbst hatte diese Erfahrung in Kassel gemacht, aber der General Wallhausen hatte versichert, für alle seine Leute stehen zu können. So ging Lodoiska's Verlobter denn mit vollem Vertrauen in sein Asyl: die Zeit war ja hoffentlich nicht mehr fern, wo ein deutschgesinnter Mann sich nicht vor den Franzosen ängstlich zu verstecken brauchte, sondern ihnen kühn die Stirn bieten konnte. Vielleicht kam sie noch in diesem Jahre, und es füllte Riedleben's Herz mit Stolz und Freude, daß die Befreiung Deutschland's von Hessen ausgehen sollte. Der österreichische Doppelaar und der preußische Adler waren erlegen, weil kein Prinz Eugen, kein Friedrich der Große mehr lebte, sie zu führen, nun sollte der hessische Löwe sich aufrichten, um dem Feinde seine Pranken fühlen zu lassen. Der Name Dörnberg sollte bald sich den herrlichsten zugesellen, auf welche Deutschland stolz ist. Trivial klang in diese stolzen Träume das Posthorn, welches die bekannte Weise: „Was helfen mir tausend Ducaten", zur Zeit ein beliebtes Postillonstückchen, hören ließ.

„Da fährt Riedleben ab!" sagte der General zu seiner Enkelin, welche ihre Anstalten zur Abreise schnell getroffen hatte und nun gekommen war, um dem alten Friedrich beim Einpacken der Sachen sei-

nes Herrn zu helfen. Beim ersten Ton des Posthorns hatte sie aufgeblickt, aber sie ging auch jetzt nicht zum Fenster, wo ihr Großvater stand — Riedleben bog sich vergebens noch an der Ecke aus dem Wagen, ob er seine Braut denn gar nicht mehr erblicken werde.

„Hört Er draußen nicht schellen?" fuhr der General seinen Diener an, der in der Ecke bei dem Koffer kniete. „Er wird taub und blind, ich werde Ihn abschaffen müssen!"

Friedrich stand ruhig auf und ging mit seinen steifen Schritten nach der Thüre, ohne sich zu übereilen. Der Marquis war draußen und ließ sich anmelden, was immer nur mit seinem Titel, nie mit seinem Namen geschah, den der ehrliche Thüringer kaum wußte.

„Entrez!" rief der General statt der Rückantwort mit lauter Stimme, und der Marquis trat ein, während sich Lodoiska mit einem leichten Knix durch die entgegengesetzte Thür entfernte. Herr von Odry entsprach in keiner Beziehung dem Bilde, das man sich gewöhnlich von einem französischen Emigranten des ancien régime macht. Er hatte bereits sechszehn Jahre fern von dem schönen Frankreich das traurige Brod der Verbannung gegessen, aber es mußte ihm sehr gut bekommen sein, denn er war dabei dick und fett geworden. Groß und breitschultrig, mit

einem Alltagsgesicht von gesunder Farbe und einem stattlichen Unterkinn würde er den Eindruck eines Gutsbesitzers von Lande gemacht haben, wenn er nicht mit ausgewählter Eleganz nach der Mode des längstverschwundenen Hofes Ludwig's XVI. und Marie Antoinetten's zu Versailles gekleidet gewesen wäre. In Coblenz, dem Sammelpunkte der Emigranten, so lange die Stadt noch kurtrierisch war, hatte man viele solche Figuren gesehen, in Erfurt, wohin sich der Marquis nach der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich begeben hatte, war seine Erscheinung sehr auffallend gewesen und erregte heut noch Verwunderung, wenn der große stattliche Mann mit dem federbesetzten, dreieckigen Hut auf der wohlgepuderten Staatsperrücke im Leibrock von ungewöhnlicher Farbe, die Schooßweste über den wohlgenährten Leib fast bis auf die halben Schenkel herabgezogen, in Escarpins und Schnallenschuhen, einen Galanteriedegen mit Porcellangriff an der Seite, über die Straße schritt. Als die Franzosen in Erfurt einrückten, hatte sich der Marquis von Odry ihnen furchtlos gezeigt; das Emigrantengesetz war unter dem Kaiserreich aufgehoben, er hätte selbst nach Frankreich zurückkehren dürfen, aber er hatte sich einmal in Erfurt eingelebt und wollte sein Vaterland nicht unter der Herrschaft eines Usurpators, der nicht einmal fürstlichen Geschlechts war, wiedersehen. Die Solda-

ten, welche in der wunderlichen Figur aus der Väterzeit einen Landsmann erkannten, spotteten Anfangs über ihn, begegneten ihm aber bald, da er doch immer ein Franzose war und frei mit ihnen sprach, mit Achtung, nur die Officiere, welche er absichtlich vermied, nahmen an seiner altfranzösischen Hoftracht Anstoß und wünschten, daß diese ihm bei öffentlichem Auftreten verboten werde, wozu der Gouverneur aber nicht zu bewegen war. Am eifrigsten sprach sich sein eigener Vetter, der bei dem schönen sechsten Küraſſier-Regiment Chef d'Escadron, d. h. Stabsofficier war, gegen ihn aus, er hatte dafür seine guten Gründe, denn er war von dem alten Marquis, als er sich ihm als Verwandter präsentirte, so kalt, wenn auch höflich, behandelt worden, daß er jeden weiteren Versuch einer Annäherung aufgegeben hatte. Es hieß sogar, daß wegen des alten Emigranten, der hier so ungescheut in royalistischer Toilette auftrat, der Gouverneur angegangen worden sei, in Paris anzufragen, ob ihm der Aufenthalt in einer so wichtigen Etappe des Kaiserreichs ferner gestattet oder nicht, wenigstens die bourbonische Hofuniform verboten werden solle. Geschehen war aber bis jetzt nichts gegen ihn, welchen der General für einen alten harmlosen Narren hielt, und so kam er denn auch heut wieder in seiner gewohnten Kleidung zum General von Wallhausen.

„Excellenz wollen schon so früh auf das Land

gehen, wie ich draußen gehört habe?“ fragte er nach der Begrüßung, indem er dem alten Herrn gegenüber Platz nahm. „Sie sind der Philosoph, der über die Händel der Welt erhaben ist und nichts mehr von ihnen wissen will.“

„In der Welt, wenigstens im Mittelpunkte von Europa, wo wir unsere Residenz aufgeschlagen haben, ruhen ja die Händel, mein lieber Marquis. Warum soll ich den Frühling nicht auf dem Lande genießen? Ich hoffe, Sie bald auch einmal wieder in Rudenthal zu sehen.“

„Wenn Excellenz erlauben!“ sagte Odry mit verbindlicher Verneigung. „Was die europäischen Händel betrifft, so dürften sie nach den Briefen, die ich gestern bekommen habe, bald genug wieder ausbrechen. Sie haben Recht: im Mittelpunkte von Europa ist Ruhe. Bonaparte hat seine Feinde besiegt und sogar verstanden, einen Gegner in einen Freund und Bewunderer zu verwandeln: ich meine den Kaiser von Rußland, wohl bekomme es ihm! Aber er hat jetzt ein anderes Ziel im Auge, nämlich unserem erhabenen Königshause den letzten Thron zu entreißen, den es auf dem Festlande noch besitzt: Spanien. Der anderen Linie Sicilien zu rauben, ist ihm Gott sei Dank nicht möglich, weil Englands Flotte sie schützt.“

„Erzählen Sie, Marquis! Sind Ihre Correspondenzen aber auch zuverlässig? Sie entsinnen sich, daß

Sie gerade über Spanien im Herbste vor zwei Jahren Mittheilungen bekommen hatten, welche nachher in ihr Gegentheil umschlugen."

„Wer konnte ahnen, daß der Staat Friedrich's des Großen beim ersten Anstoß zusammenbrechen würde? Hätte die preußische Armee sich so gut geschlagen, wie in den Rheincampagnen, so würde Bonaparte, im Rücken durch Spanien angegriffen, zwischen zwei Feuer gerathen und Frankreich ohne Zweifel von ihm befreit worden sein! Wer konnte ahnen, daß eine Armee von solchen Traditionen, mit einer so heiligen Pflicht —"

„Sie thun der Armee Unrecht!" unterbrach ihn Wallhausen. „Die Armee hat sich gut geschlagen, aber ihre Generale taugten nichts. Mit schlechten Generalen muß die beste Armee zu Grunde gehen."

„Excellenz verstehen das als erfahrener Militär besser, ich bescheide mich. Jetzt ist leider keine Chance mehr, daß Bonaparte zwischen zwei Feuer kommen könnte, wenn er seine Pläne auf Spanien durchführen will. Denken Sie sich, daß der Hof von Madrid dem Beispiele des portugiesischen hat folgen und nach Amerika entfliehen wollen! Portugal war von den Franzosen schon besetzt, eine neue französische Armee in Spanien eingerückt, das der Friedensfürst mit seiner feigen Politik ganz an Bonaparte gefesselt — nun aber wollte er sich vor dem Haß und der

Rache des Volks retten und hatte den König und die Königin schon zur Abreise nach Amerika bewogen, als eine furchtbare Rebellion ausgebrochen ist, die ihm selbst, dem Elenden, beinahe das Leben gekostet hätte."

„Die Zeitung hat davon noch nichts gemeldet," entgegnete der General.

„Das glaube ich gern, sie wird es auch erst in einigen Tagen bringen. Ich habe meine Nachrichten auf außergewöhnlichem Wege erhalten. Was wird nun die Folge sein? Bonaparte will sich, wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, selbst nach Spanien begeben, aus welchem anderen Grunde, als die Bourbons zu entthronen?"

„Liebster Marquis, wir sind hier unter vier Augen: sagen Sie mir offen, wäre es etwa Schade um diese Bourbons?"

„Excellenz!" fuhr Odry, seine Höflichkeit für einen Moment vergessend, auf.

„Der alte König ist doch wahrlich kein Monarch," fuhr der General unbeirrt fort. „Statt des Scepters führt er lieber das Schlächtermesser — ja, ja, lieber Herr von Odry, sein größtes Vergnügen soll Schweineschlachten mit eigner Hand sein. Schändlich, sagen Sie? Ich habe es mit voller Bestimmtheit gehört. Die alte Königin mit ihrem Liebesverhältniß zum Friedensfürsten werden Sie doch nicht loben wollen? Und der Kronprinz, der um die Hand

einer bonapartischen Prinzessin bettelt und von seinem Vater in's Gefängniß geworfen wird, weil er ihm nach der Krone und dem Leben getrachtet hat? Ich bitte Sie, lieber Marquis, überlassen Sie diese Bourbons ihrem Schicksal, trauern Sie nur um Ihre französischen!"

„Excellenz verdanken diese chronique scandaleuse voller Verleumdungen wohl dem Herrn Rochefort!" bemerkte der Marquis mit gerunzelter Stirn.

„Welche Idee!" erwiderte der General, seinerseits auffahrend. „Mit dem habe ich noch kein Wort gesprochen! Wie käme ich auch zu seiner Gesellschaft?"

„Dann bitte ich um Verzeihung," sagte Odry, indem er sich ceremoniös verneigte. Beide schwiegen eine Weile, es war ein Mißklang in ihre Unterhaltung gekommen. Der Marquis blickte schon nach seinem Hute, den er auf die Einladung des Hausherrn abgelegt hatte; Wallhausen bemerkte diesen Blick und reichte dem Gaste stumm die Hand, in welche derselbe bereitwillig seine fleischige, von feinen Manschetten umwallte Rechte legte.

„Ich bin in einem Staate geboren und alt geworden, in welchem es kein erbliches Herrschergeschlecht gab," fing der General nach einer Weile wieder an. „Sie verzeihen mir also, wenn ich mich nicht ganz in Ihre Gefühle hinein denken kann. Mein letzter Kurfürst war ein Freiherr von Erthal, vor ihm regierte

einer aus dem Hause Breitbach-Bürresheim, vor diesem ein Ostein, ein Eltz-Kempenich, ein Neuburg, ein Schönborn und so hinauf. Sie lachen über unsere geistlichen Fürstenthümer, die Sie in Frankreich auch in der Feudalzeit nie gekannt haben; aber, was wollen Sie! eingelebte Dinge hat man lieb, und wir hatten als Sprüchwort eine große Wahrheit: Unter'm Krummstab ist gut wohnen."

„Ich würde mir nie erlauben, über Einrichtungen, welche durch jahrhundertlanges Bestehen geheiligt sind, zu lächeln — ich freute mich nur darüber, wie vortrefflich Sie in der Geschichte Ihres Kurfürstenthums bewandert sind. Wer weiß, ob nicht einmal die Zeit kommt, wo es wiederhergestellt wird — ich bin Franzose und müßte mich als solcher der Siege und Vergrößerung Frankreichs freuen, aber für den Preis einer Restauration der Bourbons würde ich das Opfer einer oder der anderen Abtretung eines eroberten Landstrichs nicht fürchten. Bei Ihnen käme dadurch zwar keine erbliche Dynastie wieder auf den Kurfürstenstuhl, wohl aber erlangte eine ganze Genossenschaft, welche aus ihrer Mitte denselben zu besetzen hat, ihr Recht wieder: ich meine den deutschen Adel."

„Sehr obligirt!" versetzte der General. „Hier verstehen wir uns vollkommen. Der Adel in allen europäischen Reichen hat dieselben Interessen und

sollte darum engere Verbindung schließen. Diese Idee führt mich wieder auf Ihren jacobinischen ci-devant: Sie selbst haben ihn so genannt und werden sich nicht verletzt fühlen, wenn ich es Ihnen nachspreche. Herr Rochefort hat noch kürzlich einen Beweis geliefert, daß er alle Noblesse, alle Courtoisie seiner Ahnen verloren hat."

Der aufhorchende Marquis erfuhr, wodurch sich sein verleugneter Vetter diesen harten Ausspruch zugezogen hatte, konnte aber denselben gar nicht begreifen, da in den nobelsten Kreisen des Hochadels seiner Zeit ganz andere Dinge selbst an dem Hofe des tugendhaften Ludwig's und seiner Gemahlin vorgefallen waren, ohne daß sie ignobel genannt worden wären. Stand denn diese kleine Deutsche, deren Vater obenein von ganz gewöhnlichem Adel gewesen, so hoch über einem französischen Officier, daß dieser nicht wagen durfte, sein Auge zu ihr zu erheben und ihr durch ein zartes Billet zu sagen, daß er sie liebenswürdig finde? Mußte deshalb die ganze Familie sich beleidigt fühlen und der General gar eine so starke Reprimande niederschreiben, wie er sie jetzt dem verwunderten Zuhörer vorlas? Ein Soldat der großen Nation, ein Officier des Kaisers, konnte eine solche Zurechtweisung unmöglich hinnehmen, der Marquis fühlte sich bewogen, dem alten Herrn, mit dem er in so freundschaftlichen Verhältnissen stand, Vorstellun-

gen gegen die Absendung des Briefes zu machen. — „Sollte es nicht genügen," sagte er, „wenn Rochefort durch Schweigen, durch Ihre jetzige Abreise belehrt würde, wie seine Dreistigkeit aufgefaßt worden ist?"

„Er soll darüber nicht bloß durch eigene Combinationen, sondern deutlich belehrt werden!" versetzte Wallhausen. „Wenn er nur einen Moment glauben könnte, daß sein Billet verloren gegangen oder durch Zufall an mich verrathen worden sei, wenn er sich meine Abreise vielleicht gar daraus erklärte und sich noch mit Hoffnungen schmeichelte, daß meine Enkelin seine Landsknechtsmanieren wohlgefällig aufgenommen habe, würde ich es mir nie vergeben, seine Impertinenz zu ignoriren. Er soll schwarz auf weiß sehen, wie wir darüber denken."

„Diese Söhne des Feldlagers sind aber den Sitten der guten Gesellschaft so entfremdet," wandte der Marquis ein, „daß — sie selbst nicht begreifen, wie ihr Benehmen Anstoß erregen kann. — Excellenz haben, wenn sich ein alter Freund die Bemerkung erlauben darf, in sehr harten Ausdrücken geschrieben, Rochefort ist doch immer Officier, wenn auch in einer revolutionären Armee, und das französische Point d'honneur — Sie verzeihen mir, Excellenz, daß ich meine Ansicht über diese delikate Angelegenheit äußere —"

„Ich bin Ihnen dafür nur dankbar, mein alter

wahrhafter Freund, aber hier kann ich nichts zurücknehmen von Allem, was ich geschrieben habe. Das Einzige, was ich thun will, ist, daß ich ihm auf der Adresse sein wieder aufgefrischtes von gebe. Im Uebrigen mag er meine harten Ausdrücke aufnehmen, wie er will. Findet er sich beleidigt, so stehe ich ihm zu Diensten."

„Excellenz können daran doch nicht denken?" rief der Marquis. „Ihr hoher Rang, Ihre Jahre —"

„Fürchten Sie nichts! Auf das Fleuret kann ich mich freilich nicht mehr einlassen, und es ist sehr zweifelhaft, ob ich mit meiner zitternden Hand noch das Coeur-As, wie in meinen jungen Jahren, aus der Karte schießen würde — aber fehlen werde ich einen so großen Menschen, wie den Herrn von Rochefort, gewiß nicht. Darf ich hoffen, daß Sie mich sekundiren?"

„Sie scherzen mit einer sehr ernsthaften Sache," entgegnete der Marquis.

„So ernsthaft, wie Sie fürchten, wird sie nicht werden," sagte der General abbrechend. „Was schreibt man Ihnen sonst aus Frankreich? Sind Ihre Freunde, welche dahin zurückgekehrt sind, wirklich vor allen Verfolgungen und Vexationen sicher?"

Odry bejahte das und erzählte noch Einiges über die inneren Zustände Frankreichs, die seinen Beifall weniger erringen konnten, dann brach er auf, ließ sich

den Damen empfehlen und gab auf die wiederholte Einladung das Versprechen, in der schönen Jahreszeit in Rudenthal seine Aufwartung zu machen.

Nach Tische reiste der General mit seiner Nichte und Enkelin ab. Rudenthal war zwar nur wenige Meilen von Erfurt entfernt, aber bei dem Zustande der Wege in damaliger Zeit, obenein im Frühjahr, konnte die Fahrt schon eine Reise genannt werden. Der alte Herr hatte sein Billet an Rochefort, das durchaus nicht doux, sondern sehr aigre war, nochmals durchgelesen; ob er in den Ausdrücken etwas gemildert, wissen wir nicht, seine Concession auf der Adresse hatte er jedoch ausgeführt und Monsieur de Rochefort geschrieben, was er Anfangs gar nicht wollte. Als er seine Aufschrift betrachtet, waren ihm die wellenförmigen Buchstaben aufgefallen, die seine zitternde Hand auf das Papier gebracht, sie nahmen sich wie Arabesken und Schnörkel aus — und diese Hand getraute sich noch eines sicheren Schusses! Das Billet war kurz vor der Abfahrt in der Wohnung des französischen Officiers, welche ganz in der Nähe lag, abgegeben worden, ohne daß der alte Diener auf Antwort gewartet hatte.

In Rudenthal erregte die Ankunft der Herrschaft großen Schrecken. Sonst hatte dieselbe sich immer wenigstens vierzehn Tage vorher angemeldet, damit vorher Alles in besten Stand gesetzt, vom Bo-

den bis zum Souterrain gescheuert, die während des ganzen Winters verschlossenen Zimmer gelüftet und die Thüren mit Guirlanden geschmückt werden konnten, auch pflegte der General selten vor Anfang Juni die Stadt zu verlassen. Jetzt kam die Herrschaft schon so viel früher und — wie ein Dieb in der Nacht! Man war gewohnt, daß bei Seiner Excellenz alles pünktlich und unabänderlich nach dem Kalender und der Uhr ging, es mußte, wie die Leute sagten, „vor seinem Ende" sein, daß er davon abwich. Als die alte wohlbekannte Kutsche schwerfällig durch das lange Dorf rasselte, erregte sie schon Aufsehen, über alle Zäune guckten verwunderte Gesichter — auf dem Herrenhofe aber war es, als breche der Feind ein. Die Mägde, die gerade am Röhrbrunnen ihre Gefäße scheuerten, stoben auseinander, eine rannte nach dem Schlosse, um den Verwalter und die „Mamsell" zu rufen, ein Paar Knechte, die in der offenen Stallthüre lungerten, prallten zurück, selbst die Enten, welche an einem kleinen Tümpel inmitten des Hofes geschäftig waren, erhoben ein lautes Alarmgeschrei. Aus dem Kutschenschlage blickte die große faltenreiche Haube der Frau von Breitung und war in unruhiger Bewegung: die alte Dame schien viel zu bemerken, das ihr Mißfallen erregte und die Befürchtungen bestätigte, welche sie schon unterwegs wieder-

holt ausgesprochen hatte. Der General war sehr ruhig darüber, Lodoiska lachte.

Vor der Thüre des Wohnhauses war kein Mensch zu sehen, der die Herrschaft empfangen hätte, nicht einmal ein Knecht, um den Schlag, ehe der alte, steife Friedrich vom Bock kletterte, zu öffnen. „Das ist aber stark!" sagte Frau von Breitung. „Man lernt seine Leute dabei kennen! Sie sollten ein strenges Gericht halten, mon oncle!"

„Den Verwalter durch eine Gasse von zweihundert Mann Spießruthen laufen lassen!" erwiderte der General, welchen seine Enkelin, die sich leicht aus dem Wagen geschwungen hatte, beim Aussteigen hülfreich unterstützte. „Und was thun wir mit der Mamsell? Krummschließen?"

„Sie sind sehr nachsichtig gegen diesen Mangel an Attention!" sagte die Breitung, indem sie mühsam ausstieg. „Alles ausgeflogen, wie es scheint, die Thüren wahrscheinlich verschlossen, wir werden auf dem Heuboden schlafen müssen."

„Oder campiren à la belle étoile, nach der neuen französischen Methode!" versetzte der General, den ihr Zorn belustigte. „Schade, daß mein großes Lagerzelt dort oben auf dem Boden liegt, es hat zwei Appartements, eins davon könnten die Damen beziehen! — Verlangst Du im Ernst, daß ganz Rudenthal toujours en vedette ist, wenn ich auch keinen

Fourierschützen vorausgeschickt habe?" Da erschien in der Thüre des Hauses, welche die vorauseilende Lodoiska eben öffnen wollte, die Haushälterin, welche bei der Botschaft der Magd für schicklich erachtet hatte, wenigstens einigermaßen ihre sehr ländliche Toilette zu corrigiren, um ihre Herrschaft würdig zu empfangen. Ueber das Haupt der Unglücklichen ergoß nun Frau von Breitung die volle Schale ihres Unwillens, den der alte Herr durch seinen Spott noch mehr gereizt hatte. Er ließ die Nichte aber nicht gewähren, sondern unterbrach sie mit dem Tone, der seine Autorität immer fast augenblicklich herstellte: es war kein polternder, sondern ein scharfer, schneidender Ton. „Silence, ma chère!" — Wir nehmen vorlieb, Mamsell. Wo ist der Verwalter?"

„Er ist krank, Excellenz, er hat sich heut so geärgert. Franzosen sind hier gewesen, ein Paar Knirpse, kaum drei Käse hoch, haben aber gethan, als ob sie hier zu commandiren hätten."

„Soldaten?" fragte der General nun auch seines Gleichmuths beraubt.

„Drei Soldaten, hatten blaue Röcke an und grüne Troddeldinger auf den Schultern und ein schwarzes Ding auf dem Kopf, war gar kein Soldatenhut, sondern sah aus wie ein umgestülpter Topf!"

„Wie kamen sie hierher? Was wollten sie?"

„Ja, Excellenz, das weiß Sie kein Mensch. Sie

konnten nicht Deutsch und wir nicht Französisch — sie hatten einen jungen Menschen mit, der war aus Tambach und konnte ein Bischen parliren, aber auch nicht viel, der sagte, sie hätten ihn mit Gewalt mitgenommen — sie wollten sich die Gegend auf dem Wald ansehen, hätten sie gesagt, aber sie thäten nichts wie essen und trinken, und nichts wäre ihnen gut genug. Das sagte er mir heimlich, er hätte wohl noch mehr sagen können, aber er traute sich nicht, weil sie am Ende doch wohl Deutsch konnten."

„Waren sie bewaffnet?" fragte der General in großer Entrüstung.

„Keine Flinten hatten sie nicht," erwiderte die Mamsell. „Aber Krötenstecher an der Seite, und sakrirten wie die Heiden, als Reinemann ihnen durch den jungen Menschen sagen ließ, daß sie hier nichts zu suchen hätten."

„Warum rief er nicht ein Paar Knechte, sie vom Hofe zu werfen? Marodeurs, nichts weiter! Haben Sie aufgetischt?"

„Was wollte ich machen, Excellenz!" entgegnete die Wirthschafterin.

Das blasse vornehme Gesicht des alten Herrn hatte sich geröthet, seine Augen blitzten unter den überhängenden Brauen, doch sagte er nichts weiter, sondern reichte seiner Enkelin, in deren Gesicht er gleiche Gefühle, wie die seinigen, las, die Hand und

ließ sich von ihr in das Haus führen. Frau von Breitung blieb noch einen Moment bei der Wirthschafterin zurück, sie mußte noch mehr über diesen Besuch französischer Marodeurs hören, der ihr große Besorgnisse erregte.

Viertes Capitel.

Der Büchermann.

Ein heller Frühlingstag war über dem schönen Thale aufgegangen. Der Bach, welcher dasselbe im raschen Laufe durchfließt, rauschte mächtig an den Steinen in seinem Bette, die er im Sommer, wenn seine Fluth vermindert ist, nur mit leisem Murmeln umspült, theilweise auch ganz trocken läßt. An beiden Ufern lang hingestreckt lag das Dorf Rudenthal mit seinen Gehöften; der Bach, über den mehrere Stege führten, bezeichnete die Grenze zweier souverainer Fürstenthümer, und da er auch mitten durch den Schloßgarten und den Hof des Ritterguts floß, so befand sich der Besitzer, wie der General von Wallhausen oft scherzhaft bemerkte, im Widerspruch mit dem Schriftworte: Niemand kann zweien Herren dienen. Er diente darum in Wahrheit gar keinem, sondern behauptete, wie damals der Grundadel ohnehin, eine ziemlich selbstständige Stellung.

Auf dem südlichen Thalrande lief die Landstraße dahin, von welcher sich, nachdem sie lange durch einen Tannenwald geführt, plötzlich ein eben so überraschender als schöner Blick auf das tief eingeschnittene liebliche Thal und das freundliche Dorf mit seinem ansehnlichen Schlosse bot. Gerade von diesem Punkte aus senkte sich eine Schlucht vom Höhenrande in das Thal hinab und ein stark ausgetretener Fußpfad deutete den näheren Weg an, den die Bewohner statt der Fahrstraße, die erst später nach Rudenthal führte, zu wählen pflegten. Ein Wagen mit Thurn und Taxisschen Postpferden rollte klappernd aus den Tannen hervor, und auch der Reisende, welcher auf dem ziemlich baufälligen Gefährt saß, wurde durch den plötzlichen Anblick des reizenden Gebirgsthales, das im hellen Sonnenlichte tief unten lag, freundlich überrascht. „Ist das Rudenthal?" fragte er den Postillon.

„Ja, gnädiger Herr," antwortete dieser. „Man kann von hier mit einem Stein hineinwerfen, aber wir fahren doch noch eine halbe Stunde, der Weg macht einen großen Bogen."

„Dort scheint aber ein Fußsteig hinabzuführen!"

„Bei dem Stein, auf den sich eben der Mann mit dem Kasten setzt, ja! Wenn Euer Gnaden die kleine Promenade machen wollen — es geht aber ziemlich steil 'nunter! Sie kommen eine gute Viertel-

stunde eher an als ich, wenn ich auch oben noch ein Stückchen Trab fahre.“ Der Postillon hatte bei seinem Vorschlage schon angehalten, und der Reisende war damit einverstanden. Er stieg aus und empfahl dem Kutscher die Sorge für ein kleines verschlossenes Felleisen, das er neben sich auf den Sitz gelegt hatte. Einen Moment schien er unschlüssig, ob er es nicht lieber mit sich nehmen und tragen solle, er ließ es aber doch im Wagen liegen.

„Wenn Sie ein Stückchen im Hohlwege gegangen sind,“ sagte der Postillon noch, „so theilt sich der Pfad. Sie können Rudenthal dort nicht mehr sehen, aber halten Sie sich nur links — hören Sie, gnädiger Herr? — nur links, wenn's auch aussieht, als ob Sie wieder zurückgingen. Der Steig rechts geht in die Steinbrüche, da können Sie den Hals brechen. Vielleicht geht aber der Büchermann, der dort sitzt, mit Ihnen 'nunter. Mit dem haben Euer Gnaden dann noch Ihren Spaß, es ist ein lustiger Kerl, der nichts als Schnaken im Kopf hat — ist viel in der Welt 'rum gekommen!“

Der Reisende ging raschen Schritts auf den Eingang der Schlucht zu, während der Wagen auf der Landstraße, ohne sich zu übereilen, weiter fuhr. Ein großer Stein mit platter Oberfläche lag da, wo der Hohlweg ausmündete, er diente Fußgängern, wenn sie mühsam die Steile erstiegen hatten, zur Rast; auch

der Mann, der jetzt nach Rudenthal hinab gehen wollte, hatte sich's hier noch ein Weilchen bequem gemacht und den Kasten, den er auf dem Rücken getragen, abgesetzt. Er sah dem Reisenden, der seinen Wagen verlassen hatte, aufmerksam entgegen, plötzlich stutzte er und ein Ausdruck des Mißbehagens zuckte über sein Gesicht, verschwand aber sogleich wieder. Er zog die Mütze vor dem Reisenden, als dieser ihm nahte, und wünschte ihm einen guten Morgen.

„Geht Ihr nach Rudenthal?" fragte der Fremde, indem er nach vornehmer Leute Art nur so obenhin den Sitzenden, der nicht einmal vor ihm aufstand, eines Blickes würdigte. Diesem war das ganz lieb.

„Ja, zum Herrn Pastor," antwortete er. „Wollen Sie auch hin?"

Jetzt faßte der Fremde den Mann in's Auge und stutzte nun seinerseits auch. „Kerl!" rief er dann. „Wo kommst Du denn her? Treff' ich Dich hier wieder?"

„Was denn?" erwiderte Jener. „Wie können Sie Kerl zu mir sagen? Wer sind Sie denn? Ich kenne Sie gar nicht!"

„Ach, laß nur die Flausen!" sagte der Fremde lachend. „Vor ein Paar Jahren wär's anders gewesen, aber jetzt thu' ich Dir nichts mehr und kann Dir auch nichts thun. Dir kann gar nichts mehr passiren, Du bist ja auch auf fremdem Grund und Boden.

Also steh' nur auf, nimm Deinen Kasten wieder auf den Rücken und führe mich hinunter nach Rudenthal, Du sollst auch ein Trinkgeld haben, statt der Spießruthen, die ich Dir hätte zukommen lassen, wenn Du nicht klug aus der Wache und dem Eisen gebrochen wärst."

„Sie?! Mir?!" rief der Mann trotzig mit der Miene des äußersten Erstaunens.

„Ich, ja, denn ich war schon zur Execution commandirt, und es wäre Dir übel gegangen, Kunzner, denn Du hattest Dir, das wirst Du wissen, Deine Kameraden durch allerlei Streiche verfeindet, und kein Einziger hätte wohl seinen Haselstock heimlich eingeknickt, damit der Schlag weich fallen sollte. Das sind aber alte Geschichten, Du bist so klug gewesen, zu entwischen und Dich nicht wieder einfangen zu lassen. Wir wollen nicht weiter davon reden. Thue jetzt aber nicht weiter, als kennten wir uns nicht, sondern steh' auf und bringe mich nach Rudenthal."

„Das will ich schon gerne," sagte der Mann, der jetzt aufstand, „aber ich kenne Sie doch nicht, und Sie kennen mich auch nicht, Sie müssen sich versehen. Ich bin der Büchermann Hille aus Ilm, Sie können auf drei Meilen hier herum jedes Kind nach mir fragen. Soldat bin ich in meinem Leben nicht gewesen und habe Sie, lieber Herr, noch nicht mit Augen erblickt."

Der Fremde wurde durch die große Zuversicht, mit welcher der Büchermann ihm in die Augen sah, zweifelhaft. „Nun, wenn ich mich geirrt haben sollte,“ entgegnete er, „so wäre die Aehnlichkeit, welche Ihr mit einem gewesenen Soldaten der Compagnie, bei welcher ich in früheren Zeiten gestanden habe, so groß, daß Eure eigene Mutter Euch mit ihm verwechselt hätte.“

„Das kann schon sein,“ erwiderte der Büchermann gelassen, indem er seinen schweren Kasten wieder auf den Rücken nahm. „Menschen sehen sich ähnlich.“

Der Reisende sah ihn noch einmal mit einem scharfen, prüfenden Blick an, den der Mann lächelnd aushielt. Dann schüttelte er den Kopf und hieß ihn auf dem schmalen Fußsteige vorausgehen.

„Was hatte denn der arme Kerl gethan, dem Sie wollten den Rücken zerschlagen lassen?“ fragte der Büchermann, ohne sich umzusehen, nachdem sie eine Weile den steilen Weg hinabgestiegen waren.

„O den bedauert nicht!“ antwortete der Reisende. „Der hatte seine zehn Mal Gassenlaufen durch zweihundert Mann, die ihm zudictirt waren, reichlich verdient: er war ein Spieler und Händelmacher, und vor allen Dingen ein Räsonneur.“

„So!“ versetzte der Büchermann. „Wird denn das Räsonniren bei Ihnen so hart bestraft? Wenn

einer nun durchaus sein Maul nicht halten kann, wenn er Dummheiten hört?"

Der Fremde wollte auffahren, besann sich aber und erwiderte nur: „Man merkt es, daß Ihr nicht Soldat gewesen seid."

„Hatte der Kunzemann, oder wie er hieß, gegen Sie räsonnirt?"

„Gegen welchen Vorgesetzten der Soldat räsonnirt, das bleibt sich ganz gleich," erwiderte der Fremde kurz.

„Also doch gegen Sie! Und Sie haben ihn angegeben?"

„Ich mußte dies anzeigen. Insubordination ist das schwerste militärische Verbrechen und muß streng bestraft werden, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll. Doch das versteht Ihr nicht, denn Ihr seid nicht Soldat gewesen.

„Er hatte wohl ein sehr großes Maul gegen Sie?"

„Ein einziges Wort unter dem Gewehr gegen einen Vorgesetzten gemurrt, ist schon hinreichend," antwortete der ehemalige Officier ungeduldig.

„Es ist die Menschenmöglichkeit!" sagte der Büchermann. „Durch zweihundert Mann zehn Mal Gassenlaufen, wenn jeder Bursche richtig zuschlägt, facit zweitausend Hiebe für ein einziges Wort: Das Exempel kommt mir doch curios vor. Ich dächte, wenn der Herr Leutnamt dem armen Kerl für das Wort

eine Maulschelle gegeben hätten, wär's auch genug gewesen, aber ich verstehe das wohl nicht."

Der Reisende erwiderte nichts, und Beide stiegen schweigend weiter hinab, bis sie an die Stelle kamen, wo der Fußpfad sich in zwei Steige zweigte. „Links!" rief der Fremde, als der Büchermann entschieden den Pfad zur Rechten einschlug, vor welchem der Postillon gewarnt hatte. Der Mann blieb stehen und wandte sich um. „Warum denn links?" fragte er.

„Dieser Weg führt in die Steinbrüche, mein Postillon hat mir ausdrücklich gesagt, daß ich den Steig links nehmen soll, weil der zur Rechten in die Steinbrüche führt, wo man den Hals brechen könne."

„Dummes Zeug!" erwiderte der Büchermann. „Ich werde doch wohl Bescheid wissen, da ich Jahr aus Jahr ein alle Wege und Stege in der Gegend abdresche. Der Postknecht fährt seine Station und kommt nicht von seinem Bock herunter. Hals brechen! Und wenn's wäre, Herr Leutnamt, so brechen wir unsere Hälse in Compagnie; ich habe meinen gerade so lieb als Sie den Ihrigen."

„Nennt mich nicht mehr Lieutenant, ich diene nicht mehr."

„Da gratulire ich. Es kommt heut zu Tage nichts mehr dabei heraus, habe ich mir sagen lassen — außer bei den Franzosen, wo jeder Gemeine General werden kann, und keine Spießruthen kriegt."

Auch darauf erwiderte der gewesene Officier nichts, sondern folgte dem Büchermanne auf dem Pfade, den er eingeschlagen hatte: er mußte allerdings besser Bescheid wissen als der Postillon. Bald wurde aber der Fußsteig undeutlich und war nach kurzer Zeit gar nicht mehr zu erkennen, doch hatte der Führer wohl seine untrüglichen Merkmale, denn er stieg auf dem abschüssigen Hange, ohne einen Moment zweifelhaft zu sein, weiter hinab. — „Da sind ja doch die Steinbrüche!" rief der Reisende plötzlich.

„Freilich sind sie da!" erwiderte der Büchermann hinter seinem Kasten, ohne sich umzublicken. „Wo sollen sie denn anders sein? Habe ich's denn gestritten, daß wir durchkommen? Die Hälse werden wir deshalb doch nicht brechen. Sie sind ja Soldat gewesen und werden sich doch nicht fürchten."

Der Fremde enthielt sich, auf diese ungebührliche Rede die verdiente Abfertigung zu geben, und stieg dem Vorangehenden auf dem allerdings nicht gefahrlosen Wege nach, der zwischen scharfen Kanten einer sich unerwartet öffnenden Felsenschlucht auf unregelmäßigen Absätzen treppenartig in den Grund des Steinbruchs hinabführte. Auch der Büchermann wurde vorsichtiger, er untersuchte zuweilen mit dem Stocke, ehe er einen Schritt weiter that, das lose Gestein, das häufig auf den roh eingehauenen Stufen lag, sein schwerer Kasten, dessen Last nachdrückte, mochte ihm

das Hinabsteigen unbequem machen. Hätte aber der junge Herr, der hinter ihm ging, einen Blick in sein Gesicht thun können, so würde er darin nicht den Ausdruck der Furcht, sondern, wenn er ein Seelenkenner gewesen wäre, den einer finsteren Entschlossenheit wahrgenommen haben. Zwischen seinen Augenbrauen wurde eine senkrechte Falte immer tiefer, seine Lippen preßten sich immer fester zusammen — und als er gerade an eine Stelle kam, wo zur Seite fast senkrecht und jäh der tiefe Steinbruch mit seinen abgesprengten Werkstücken und Felstrümmern starrte, nahm der Büchermann seinen Stock in die linke Hand und wandte sich plötzlich, den rechten nun freien Arm erhebend, nach seinem Gefährten um . . . Der war aber unvermerkt eine Strecke zurückgeblieben und nicht in seinem Bereich; als er den Führer anhalten sah, blieb er auch stehen, denn er glaubte, derselbe habe die rechte Spur verloren.

„Nun, hier wäre die beste Gelegenheit!" rief der Büchermann, indem er den ausgestreckten Arm sinken ließ. „Sie denken wohl, ich soll es Ihnen erst vormachen, Herr — wie titulire ich Sie denn jetzt?"

„Laßt die Titulatur weg, Hille, und sagt mir lieber, ob Ihr Eurer Sache noch sicher seid. Dieser Richtsteig mag der nächste sein, aber er ist sehr unbequem. Ihr wollt wohl umkehren, weil Ihr gerade

hier, wo freilich die beste Gelegenheit zum Halsbrechen wäre, stehen bleibt?"

Der feste Blick, die volle Arglosigkeit, mit welcher der Fremde ihm jetzt näher kam, hatte eine eigenthümliche Wirkung auf den Führer, sie war ähnlich der Wirkung, welche das Menschenauge mit überlegener Willenskraft auf das Auge eines mordgierigen Raubthiers gerichtet übt.

„Na, denn kommen Sie nur!" sagte der Büchermann. „Es soll Ihnen nichts geschehen." Er nahm seinen Stock wieder in die rechte Hand und schritt weiter voran, der Begleiter folgte, und die gefährliche Stelle lag alsbald hinter ihnen. Als sie den Grund des Steinbruchs erreicht hatten, war schon der jenseitige, nach dem Thale führende, bequemere Ausgang sichtbar, und der Reisende konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihn der Mann absichtlich diesen schlimmen Weg geführt habe, um ihn wo möglich etwas zu ängstigen, weil er ihn für einen entlaufenen, mit entehrender Strafe bedrohten Soldaten gehalten. Wäre es freilich der Kunzner gewesen, dem er so ähnlich sah, so würde er sich keinen Augenblick besonnen haben, seinen ehemaligen Officier, an dem er sich zu rächen hatte, in den Abgrund zu stoßen: Kunzner war der Mann dazu. Der ehrliche Büchermann Hille hatte aber vielleicht gar nicht einmal eine Absicht gehabt, wie der junge Herr meinte, er

blieb am Ausgange des Steinbruchs stehen und sagte ganz gemüthlich: „Wenn man feste Knie hat, gnädiger Herr, so hat's hier keine Noth. Dort ist schon die Brücke, wir sind gleich im Dorfe. Zu wem wollen Sie denn, wenn ich nicht zu neuschierig bin?"

„Zur Gutsherrschaft, lieber Hille," antwortete der junge Mann, „zum General Wallhausen."

„Die Herrschaft ist aber noch gar nicht hier, sie wohnt im Winter in Erfurt und kommt immer erst später auf den Wald herauf."

„Diesmal ist es früher geschehen, sie ist schon hier."

„I was Sie sagen!" rief der Büchermann. „Da muß ja was ganz Apartes passirt sein. Sonst konnte man's immer beinahe auf den Tag wissen, wenn sie kamen, wie die Waldschnepfen. Ist mir aber sehr lieb, da werde ich gleich mit auf's Schloß gehen, damit die Frau Pastorin nicht der gnädigen Frau von Breitung die besten Bücher vorweg nimmt. Ich habe diesmal ein Paar neue schöne Sachen von Lafontaine und Cramer, von denen liest sie am liebsten. — Ach, Sie haben Ihre Kalesche wohl fahren lassen, um auf dem Schlosse unvermerkt einzusprechen? Kommen Sie, lieber gnädiger Herr, ich weiß noch einen Schlipf, da sind wir gleich mitten im Garten, Sie müssen mich aber unter Ihre Fletten nehmen, denn es ist ein verbotener Eingang."

Der Reisende nahm die Verantwortung auf sich

und wurde nun über die Brücke auf das andere Ufer des Baches und längs desselben auf einem Fußpfade hart am Wasser im Dorfe entlang geführt, bis an die Mauer des Schloßgartens, welche den Lauf des Baches senkrecht schnitt und für denselben einen hochgewölbten Durchlaß hatte. Unter demselben war der Eingang, welchen der Büchermann zeigte, der sich aber eigentlich von selbst verbot, denn es war jetzt, wo der Bach noch von der Schneeschmelze auf den Bergen sehr breit floß, nur ein ganz schmaler Streif Rasen zwischen ihm und der Mauerwölbung, und es gehörte Muth dazu, denselben zu benutzen.. Das Wasser brauste hier zwar nicht mehr an Klippen, sondern eilte ruhiger dahin, schien aber ziemlich tief zu sein. „Ich werde wieder vorangehen,“ sagte der Büchermann. „Bleiben Sie stehen, bis ich durch bin, damit Sie mich nicht etwa anstoßen. Wenn ich 'nein falle mit meinen vierzig Bänden auf dem Rücken, so wär's so gut, als ob ich einen Stein um den Hals hätte, bemühen Sie sich dann weiter nicht um mich. Im Steinbruche hätte es Ihnen passiren können.“

Sie gelangten aber glücklich hindurch und waren nun in dem Schloßgarten, der weder groß noch schön angelegt war, sondern sich mit geradlinigen Beeten und Rabatten, auf denen Obstbäume standen, zum Herrenhause hinzog. Nur der Bach, welcher einige Krümmungen machte, gab ihm etwas Abwechselung,

er theilte sich in zwei Arme und bildete eine kleine Insel, auf welcher ein Borkenhäuschen stand, eine zierliche Brücke aus Birkenstämmen führte hinüber.

Als die beiden Männer an derselben vorbeigingen, trat eben um die Eremitage, auf deren entgegengesetzter Seite eine Bank stand, ein junges Mädchen, welches dort gesessen hatte. Sie erblickte die Fremden und rief in demselben Moment erstaunt und freudig Riedlebens Namen. Er eilte ihr entgegen und küßte ihre Hand, die sie ihm entgegen streckte. Der Büchermann blieb stehen, keine Miene, kein Wort der beiden jungen Leute entging ihm, das war also ein Liebespaar, der Herr Lieutenant oder was er nun sein mochte und das Fräulein Lolo.

„Wir sind in großen Sorgen um Sie gewesen!" sagte Lodoiska. „Drei Tage sind Sie ausgeblieben, gegen alle Verabredung: wir mußten glauben, daß Ihnen etwas Unangenehmes, wenn nicht gar ein Unglück widerfahren sei."

„Die Ursache meines Ausbleibens erzähle ich Ihnen später," antwortete Riedleben mit einem innigen Blicke des Dankes für ihre Sorge um ihn. „Lassen Sie mich den Großpapa begrüßen." Lodoiska hatte unterdessen schon den Büchermann bemerkt, der bescheiden auf dem Wege etwas zurückgetreten war und die Mütze vor ihr zog.

„Sieh da, Hille!" sagte sie freundlich ihm zu-

nickend. „Haben Sie schon erfahren, daß wir hier sind? Gehen Sie nur hinein, die Tante schläft noch, aber sie wird sich freuen, daß Sie ihr Lectüre bringen.“ So war denn die Person des Büchermanns durch Lodoiska's Zeugniß aller Zweifel entledigt, welche Riedleben etwa noch hegen konnte, und Hille, nachdem er sich demüthig bei dem Fräulein bedankt, folgte in einiger Entfernung dem jungen Paar, das im angelegentlichen Gespräch sich nicht weiter um ihn kümmerte.

Er ging aber mit unzufriedener Miene hinter ihnen her. „Du bist doch ein ganz miserabler Kerl, Hannes!“ murrte er gegen sich selbst. „Hast nicht einen Funken Courage mehr, der Büchercommersch mit den Weibern und alten Jungfern hat dich selber zum alten Weibe gemacht. Indessen aber — aufgeschoben ist nicht aufgehoben: es muß ja nicht gerade auf die Art sein. Fortfliegen wird der Vogel jetzt nicht gleich, denn er sitzt auf dem Leim.

Mit einem höhnischen Blicke sah er auf das junge Paar, das so sehr in einander verliebt schien, wenigstens der Herr von Riedleben, dessen Gesicht er mehr beobachten konnte als das des schönen Fräuleins, weil der es im Gehen gar nicht mehr von ihr abwandte.

Er erklärte ihr eben die Ursache seines längeren Ausbleibens. Von Weimar aus, wohin er zuerst

gefahren, um eine doch immer mögliche Verfolgung seiner Spur irre zu leiten, hatte er nach kurzem Aufenthalte ein „Lohngeschirr" nehmen und auf Nebenwegen nach dem Gebirge reisen wollen, als er durch einen besonderen Zufall genöthigt worden war, diesen Plan aufzugeben und sich noch weiter von seinem eigentlichen Ziele zu entfernen. Er hatte eine Dame aus Kassel, die er kannte, in dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, getroffen, eine Dame, welche am Hofe des Königs Jérôme eine heitere Rolle spielte und sich der neuen Gesellschaft, die sich hier bildete, mit Leib und Seele, in der vollsten Bedeutung des Wortes, angeschlossen hatte. Sie war sehr erstaunt gewesen, ihn in Erfurt zu sehen, und hatte seine Erklärung, daß er auf der Reise nach Schweden sei, um eine Erbschaft zu heben, mit angenehmer Ueberraschung gehört, da sie selbst, wenn auch nicht in Erbschaftsangelegenheiten, nach Preußen reiste; ohne Bedenken hatte sie ihm den Vorschlag gemacht, bis Berlin, wo sie vor der Hand bleiben müsse, zusammen zu fahren, und sehr gelacht, als er dadurch in Verlegenheit zu gerathen schien. „Wenn ich keine Gefahren für mich in unserem tête-à-tête von dreißig Meilen sehe," hatte sie mit schalkhaftem Lächeln gesagt, „so dürfen Sie sich nicht fürchten!"

„Sie nahmen den Vorschlag an?" fragte Lodoiska und richtete schnell ihre braunen Augen auf

ihn, als er die Worte der Dame vom Kasseler Hofe, die ihr Gefühl verletzten, wiederholte.

„Können Sie das von mir glauben?" entgegnete er. „Ich war allerdings im Hause dieser Frau bekannt."

„Wirklich?" unterbrach ihn Lodoiska.

„Lassen Sie mich ausreden!" bat er. „Ich war dort eingeführt vor drei Jahren, ehe Alles bei uns einstürzte — der Mann hatte eine angesehene Stellung und stand beim Kurfürsten in besonderer Gunst; die Frau war freilich viel jünger als er und hatte ihre Bewunderer, aber sie genoß allgemeiner Achtung, und nicht der leiseste Schatten —"

„Ich glaube es Ihnen schon!" unterbrach ihn Lodoiska von Neuem. „Sie waren also ein alter Bekannter ihres Hauses und daher gewissermaßen verpflichtet, die allein reisende Dame zu beschützen. Wie haben Sie sich aus der Verlegenheit gezogen?"

„Es wurde mir schwer genug," erwiderte er. „Ich gab bedauernd vor, daß ich nicht über Berlin, sondern über Magdeburg reisen müsse, wo ich noch eine Information über meine Erbschaft empfangen würde, sie fragte mich verwundert, warum ich dann über Weimar und nicht direkt von Kassel nach Magdeburg gereist sei; ich hatte mir meine Ausrede nicht recht überlegt und glaube, mich leider in meiner Antwort auf ihre Frage etwas ungeschickt ge-

äußert zu haben, sie lachte ganz ausgelassen, schlug mich mit dem Fächer auf die Hand und sagte: Lieber Riedleben, ich weiß Alles. Sie sollen an mir keine Verrätherin finden, im Gegentheil, ich werde Ihre schützende Fee sein. Wenn Sie aus besonderen Gründen wirklich nicht über Berlin reisen wollen — wohlan, es kommt mir auf einen kleinen Umweg auch nicht an. Acceptiren Sie also immerhin den Platz in meinem Wagen, den ich Ihnen biete, mit mir sind Sie ganz sicher, ich habe einen Paß, den man im Königreich Westfalen und jenseits der Grenze respectiren wird, und wollen Sie ganz sicher gehen, so steht Ihnen nichts im Wege, den Namen meines ehrwürdigen Gemahls unterwegs zu adoptiren, denn er ist im Passe mit aufgeführt, zum Glück ohne Signalement."

Lodoiska war bei den letzten Worten, welche Riedleben nach ihrem Gefühl allzutreu wiedergab, erröthet. „Und Sie?" klang ihre Frage mit einem leichten Beben.

„Ich werde mir vielleicht Ihren Unwillen zuziehen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich keinen anderen Ausweg fand, als — Flucht!"

„Das hatte ich freilich nicht erwartet!" versetzte sie.

„Nachher und besonders heute ist mir wohl manch' besserer Rath eingefallen," sagte er, beunruhigt von ihrem Tone. „In jenem Augenblicke, wo ich mich

rasch entschließen mußte, fand ich keinen anderen. Ich verneigte mich stumm, mit scheinbarem Danke, auf ihren Vorschlag, und äußerte dann, daß sie mit einer Gefahr, die mir drohen könne, wohl nur scherze, ich wisse von keiner und habe auch keine herausgefordert — einige schöne Redensarten, die ich hinzufügte und ihrerseits die lächelnde Zusage, den delikaten Punkt, den ich nicht offen besprechen wolle, nicht mehr zu berühren, beendigten unser Gespräch. Sie hatte in Weimar noch einige Besuche bei Verwandten zu machen — während ihrer Abwesenheit schrieb ich ihr ein entschuldigendes Billet und reiste schleunigst ab, allerdings jetzt nach Halle.“ —

„Wir wollen damit die Sache auch beendigen!“ sagte Lodoiska. „Meinem Großpapa können Sie darüber einen ausführlichen Bericht abstatten.“ Sie beschleunigte ihren Schritt, und der Büchermann, welcher Riedleben's Gesicht, so oft es sich der Braut zuwandte, scharf in's Auge faßte, konnte jetzt bemerken, daß es nicht mehr so glücklich aussah, als vorhin. „Na warte nur!“ murmelte er vor sich hin.

In der unmittelbaren Nähe des Schlosses, recht zur Augenweide aus den Fenstern des Wohnzimmers, war ein Beet von Frühlingsblumen angelegt. Die ersten derselben, die Schneeglöckchen, waren zwar schon verblüht, dafür standen aber Crocus, nach den Farben, gelb, blau, weiß, in großen Büscheln ge-

ordnet, und gefüllte rothe und blaue Leberblümchen in voller Pracht und eine noch reichere Flora versprachen in der Mitte des Beetes die Hyazinthen und Tulpen, deren Knospen sich schon aus der schwarzen Erde zum Sonnenlichte drängten. „Wie schön ist das, Lodoiska!“ sagte Riedleben. „Wie glücklich wollen wir den Frühling zum ersten Male ungetrennt genießen!“

„Dort kommt der Großpapa!“ erwiderte sie, statt auf seine zärtlich gesprochenen Worte einzugehen. Riedleben eilte dem alten Herrn entgegen, der, auf seinen Stock sich stützend, mit unsicherem Gange daherschritt, Lodoiska blieb bei den Crocus stehen, welche die Kelche heut schon geschlossen hatten, und sah sich nach dem Büchermann um, den sie fragen wollte, wie er zu Riedleben's Begleitung gekommen sei. Hille hatte aber bereits den Steig eingeschlagen, der nach der Hinterseite des Schlosses führte. Dort befand sich die Domestikenstube, in welcher er immer warten mußte, bis Frau von Breitung ihn rufen ließ, um ihre Auswahl aus seinen Büchern zu treffen. An der Hinterthüre des Schlosses stand eben die alte Zofe der Dame, welche sich das ländliche Vergnügen machte, einen zusammengelaufenen und herabgeflogenen Schwarm Federvieh zu füttern. Sie bemerkte und grüßte den Büchermann, der ihr vertraut zunickte.

„Nun, Christelchen, was bedeutet denn das?“ fragte er. „Oculi, da kommen sie — die Schnepfen

nämlich, wie's in dem Jägersprüchlein heißt. Sie und Ihre Herrschaft sind doch keine Schnepfen nicht? Sonst kamen Sie ja immer erst in den Trinitätchen nach Rudenthal 'nauf."

„Ja, Männichen, in Erfurt wurde es uns zu eng," erwiderte Christel.

„Ach so! Der junge Herr konnte nicht logirt werden, und es hätte am Ende ein Gerede vor der Zeit gegeben. Hören Sie das Posthorn? Da kommt seine Karrete, ich habe ihn aber schon zu Fuß hereingebracht — wann giebt's denn Hochzeit?"

„Von wem sprechen Sie?" fragte die alte Dienerin, indem sie sich ein vornehm abweisendes Ansehen zu geben suchte. Es gelang ihr aber schlecht, und sie setzte mit lachendem Munde hinzu: „Sie wissen doch Alles, Hille! Wer trägt Ihnen nur die Neuigkeiten zu?"

„Ich hole sie mir immer an der rechten Quelle, Christelchen. Was bläst denn der Kerl? Es kann ja nicht immer so bleiben! Ist das ein Brautlied? Ach bleiben Sie doch noch ein Minutel! Ihre Frau kann einmal umsonst schellen, wenn sie von dem schlechten Blasen geweckt wird, vielleicht singt sie im Bette mit, denn auf sie paßt das Lied auch, sie hat es allen ihren Männern vorsingen können. Was ist denn der Herr von Riedleben jetzt? Wo wohnt er denn? Wird er lange hier bleiben?"

„Doch wohl. Was er ist? Wo er wohnt? Das geht mich nichts an, Hille, fragen Sie ihn."

„Sie sind ja heute erstaunlich kurz angebunden, Christelchen," sagte der Büchermann. „Wir sind doch sonst gute Freunde. Na, gehen Sie nur, Ihre Frau hat Sie doch unter'm Pantoffel, ich dachte immer, es wäre umgekehrt. Wenn Sie aber hernach ein Viertelstündchen abkommen können, so finden Sie mich drinnen, ich habe einen ganzen Sack voll Neuigkeiten, und Sie gewiß auch: wir tauschen."

Fünftes Capitel.

„Halte-là! Qui vive?" — „Ami de la France!"

Er mußte diesmal sehr lange warten, der Büchermann Johannes Hille, ehe er vorgelassen wurde, um seine literarischen Schätze der Frau von Breitung zur Auswahl zu stellen. Sie hatte eine schlechte Nacht zugebracht. Von der Reise angegriffen, von der Unordnung geärgert, welche sie bei unerwarteter Ankunft auf dem Hofe zu Rudenthal vorfand, war sie durch den Einbruch französischer Marodeurs sehr beunruhigt worden. Was der Onkel auch sagen mochte, die Franzosen waren nun einmal durch ihre Siege die Herren in Deutschland, und es hing von ihrem guten Willen ab, wie weit sie noch einige Schonung üben wollten. Die „Mamsell" — die eigentlich keine solche, sondern eine Wittwe war, und nur als Wirthschafterin diesen landesüblichen Titel führte — hatte bei den näheren Erkundigungen, welche Frau von Breitung noch am Abend angestellt hatte, eine so grelle Schil-

derung von dem anmaßenden und auf der anderen Seite wieder höchst frivolen Benehmen der ungebetenen Gäste gemacht, daß die Dame mit Schaudern an eine Wiederholung ähnlichen Besuchs dachte. Sie hatte darum in der Nacht schreckliche Träume gehabt. Die drei Voltigeurs, welche die Mamsell als „kleine Knirpse" dargestellt hatte, waren in der Phantasie der Träumerin zu mächtigen Riesen angewachsen, die unter den Grenadieren zu Pferd der Alten Garde Napoleon's an ihrem rechten Platze gewesen wären, und was sie mit vereinten Kräften für Unfug getrieben, davon hatte die alte Dame beim Erwachen nur ein dumpfes Gefühl völliger Zerschmetterung. Das Posthorn, das sie weckte, und die alte wohlbekannte Melodie, als dieselbe ihr zum Bewußtsein kam, waren ihr daher wie Sphärenmusik. Sie brauchte aber lange Zeit, sich zu erholen, und noch mehr zur Toilette, als ihre Dienerin ihr die Ankunft des Herrn von Riedleben meldete, der unten bei Seiner Excellenz und dem Fräulein sitze. Diesen mußte sie zuerst begrüßen und sich von ihm die Ursache seines Ausbleibens erzählen lassen, dann erst konnte sie dem Büchermann, obgleich sie seine Aufmerksamkeit, sich sogleich in Rudenthal einzufinden, anerkannte, Audienz geben.

Er wurde in ihr Zimmer geführt, sie begrüßte ihn mit einer vertraulichen Herablassung, ihr gnädiger Scherz verführte ihn aber nie, seine Schranken zu

überschreiten: er war hier nur der unterwürfige Geschäftsmann. Mit leichtem Schwunge nahm er seinen Kasten vom Rücken, stellte ihn auf den Tisch und schloß die Thüre auf. Es war eine kleine, tragbare Bibliothek mit vier Brettern, deren jedes zehn bis zwölf Bände mit mehr oder minder verdunkelten Lederrücken und Nummeretiketten enthielt. In dem Städtchen, wo Hille seit einigen Jahren wohnte, hatte er sich als wandernder Bibliothekar nach dem Vorbilde, das er in anderen Gegenden kennen gelernt hatte, etablirt und war bald in der ganzen Nachbarschaft auf mehrere Meilen in der Runde, besonders aber auf dem Lande bei Gutsbesitzern und in Beamtenfamilien ein gesuchter Mann geworden. Er kam zu bestimmten Zeiten mit gefülltem Bücherkasten zu seinen Kunden nach der Reihenfolge ihres Zutritts, und seiner Erscheinung wurde immer mit angenehmer Erwartung, was er wohl bringen werde, entgegengesehen, besonders von den weiblichen Mitgliedern seines Publikums und der heranwachsenden lesegierigen Jugend. In solcher Weise wurde noch lange Zeit in vielen Gegenden Deutschlands, ehe die stehenden Leihbibliotheken zu ihrer jetzigen, dem Buchhandel nicht eben ersprießlichen Macht herangewachsen waren, das Bedürfniß nach Lectüre befriedigt. Der Büchermann Hille war überdem eine lebendige Zeitung, er brachte immer neue Nachrichten mit und hatte, wie Ried-

leben's Postillon gesagt, den Kopf voll lustiger Schnaken, die er jedoch nur losließ, wo er auf sicherem Boden stand. Gegen vornehme Leute, wie Frau von Breitung, benahm er sich äußerst vorsichtig.

Die Dame fand gleich die Werke heraus, welche ihrem Geschmacke besonders zusagten, und Hille, nachdem er die Nummern in das Heft, das auch im Kasten lag, notirt hatte, schloß letzteren zu, um ihn wieder auf den Rücken zu nehmen und sich ohne weiteres Reden, zu dem er nicht veranlaßt wurde, zu entfernen. Frau von Breitung hielt ihn aber doch noch fest.

„Haben Sie von dem Besuche gehört, Hille, den wir gehabt haben?“ fragte sie.

„Ja wohl, gnädige Frau,“ erwiderte er. „Es muß eine rechte Freude gewesen sein, ich habe ja selbst den Führer gemacht durch das Schlüpfloch am Wasser.“

„Sie, Hille?“ rief die Dame entrüstet. „Das ist kein Gegenstand zum Spaßen, ich will nicht hoffen, daß Sie uns wirklich die Franzosen hergeführt haben!“

„Ach so!“ sagte er. „Ich glaubte, Sie meinten den Herrn Lieutenant oder Major, was er jetzt sein mag, der heute Morgen mit mir gekommen ist, der begegnete mir, und ich mußte ihm den nächsten Weg zeigen. Sie meinten aber die französischen Marodeurs, die sich hier gütlich gethan haben. Ja, die habe ich

auch gesehen, aber nicht hier. Es war mein Glück, daß sie schon einen Wegweiser und Dolmetscher aufgegriffen und mitgeschleppt hatten, sonst hätten sie mich armen Mann nicht ruhig gehen lassen. Ich stapelte, ohne Etwas zu ahnen, neulich auf Königsee zu, da wurde ich auf einmal aus dem Busche angeschrieen: Halte-là! Qui vive?"

„Ei, Hille, Sie können ja Französisch!" versetzte die Breitung. „Das habe ich gar nicht gewußt."

„Ja, und mein bischen Französisch rettete mich auch, sonst hätten sie mich vielleicht ausgeplündert, drei Mann gegen einen. Ich wußte aber, was man auf das Qui vive antworten muß, um ungeschoren zu bleiben, und rief ihnen ganz gelassen zu: Ami de la France! Da wurden sie ganz fidel gegen mich, parlirten auf mich ein, daß mir der Kopf dreherig wurde, und wollten, daß ich statt des armen Burschen, den sie bei sich hatten, mit ihnen gehen sollte. Ich wußte ihnen das aber auszureden, und sie ließen mich laufen, als ich ihnen meine Bücher gezeigt hatte."

„Aber wo kamen die Menschen her? Es waren wohl Deserteure aus Erfurt?"

„O nein, gnädige Frau. Die Franzosen desertiren nicht viel, sie haben auch keine Ursache, es geht ihnen ja jetzt überall, wo sie hinkommen, recht gut, sie haben nur zu commandiren, und Alles parirt. Bei uns war's anders, da konnte man es keinem armen

Soldaten verdenken, wenn er weglief, denn sie wurden ja wie die Hunde behandelt."

„Bei uns, sagen Sie? Ich denke, Sie sind gar nicht Soldat gewesen?"

„Ich nicht, aber man hat's doch gesehen, Spießruthenlaufen und andere Dinge. Meine Voltigeurs sagten mir, daß sie zu einer partie de plaisir beurlaubt wären und sich nur ein Bischen im Lande amüsiren wollten. Sie haben ja auch hier Niemand Etwas gethan, sogar mit der Mamsell charmirt." Er blickte, gleichsam über seine eigene Dreistigkeit erschreckend, die Dame scheu an; die lachte aber zu seinem Scherze und sagte: „Die gute Mamsell kann das nur für einen schlechten Witz angesehen haben. Sagen Sie aber, Hille, was thut man, wenn solche Besuche sich wiederholen sollten?"

„Stillhalten, gnädige Frau, weiter kann ich nichts rathen. Oder geben Sie gleich die rechte Losung: Ami de la France!"

„Ich bin auch gar keine Feindin der Franzosen, bin es nie gewesen. Diese Auflehnungen, die man hier und da noch bei uns gegen sie findet, sind thöricht."

„Ja, ich habe auch davon gehört, daß im Geheimen — aber davon ist Euer Gnaden wohl besser unterrichtet als ich armer Schlucker."

„Nein, nein, lieber Hille!" erwiderte die Breitung hastig. „Ich weiß von gar nichts, ich meinte

nur die Antipathie im Allgemeinen, die noch hier und da gegen die Sieger der Welt herrscht, besonders in Preußen."

„Auch in dem ehemaligen Hessen," sagte Hille mit einem lauernden Blicke. „Da haben ja sogar die alten Soldaten, denen doch wahrhaftig die Zöpfe unter der kurfürstlichen Fuchtel genug gewackelt haben, rebellirt. Es ist ihnen schlecht bekommen."

„Wissen Sie etwas Neueres von dort?" fragte die Dame befangen.

„Ich komme da nicht hin und weiß nur, was ich in unserer Gegend etwa von Diesem und Jenem höre. Es wird wohl Alles nicht wahr sein."

„Gewiß nicht," bestätigte die Breitung. Hille empfahl sich nun, sie ließ ihn aber noch nicht fort.

„Waren Sie nicht vor sechs oder acht Jahren in Weimar?"

„Freilich!" erwiderte er. „Ich habe ja beim Herrn Kammerpräsidenten von Goethe gedient, der hat mich darauf gebracht, mir durch mein jetziges Geschäft mein Brod zu verdienen, und hat mir auch etwas Geld zur Anschaffung der ersten Bücher gegeben."

„Ich entsinne mich, Sie haben mir das schon erzählt. Sie verdanken Goethe Ihre Bildung. Haben Sie vielleicht damals in Weimar bei dem Umgange Ihres Herrn mit allen distinguirten Familien ein Fräulein von Ilthing gekannt?"

Hille sah die Dame bei dieser Frage etwas verwundert an und besann sich ein Weilchen. „Ach ja! Jetzt fällt's mir ein," sagte er dann. „Es waren drei Schwestern — der Herr Kammerpräsident nannte sie einmal die drei schlanken, flinken Iltisse, warum, weiß ich nicht." Ein eigenthümliches Lächeln in dem schlauen Gesichte des Büchermannes schien dem Wortspiele des großen Dichters eine den jungen Damen nicht eben vortheilhafte Deutung zu geben. Frau von Breitung achtete jedoch nicht darauf, sondern sprach: „Ich meine die Jüngste, Amélie. Sie ist jetzt in Kassel verheirathet."

„Ja wohl, sie heirathete einen alten kurfürstlichen Rath, der ihr Großvater sein konnte. Unser Herzog hatte mit meinem Herrn seinen Spaß darüber. Aber schön war sie, ein Gewächs, daß Jedem brühwarm um's Herz wurde, der in ihre Nähe kam."

„Etwas locker, habe ich mir sagen lassen," warf die Breitung hin.

„Ihre Schwestern waren noch schlimmer, gnädige Frau," erwiderte Hille, der immer genau erkannte, wie viel er sich herausnehmen konnte. „Die sind nun auch verheirathet, wie ich gehört habe. Die Jüngste zog mit ihrem alten Herrn fort, seinen Namen habe ich vergessen."

„Heidefeld. Ich fragte Sie nur nach ihr, weil Sie vielleicht im Hause Ihres Herrn Etwas über die

letzte Liaison des leichtsinnigen Mädchens gehört haben, deren Aufsehen in der kleinen Residenz der gute Heidefeld mit seiner Bewerbung decken mußte. Es war neulich die Rede davon, einige Damen verlangten Auskunft von mir, ich glaubte, Sie könnten mir vielleicht dazu helfen."

Hille ließ sich nicht lange nöthigen, sondern gab eine Mischung von „Wahrheit und Dichtung" zum Besten, allerdings viel kühner und in einem größeren Uebermaße der letzteren, als sein gewesener Herr später in dem Meisterwerke über sein eigenes Leben beliebt hat. Die Gründe, welche Frau von Breitung heut bewogen, sich für diese alten Geschichten aus der heiteren Vergangenheit der Frau von Heidefeld, geborenen von Ilthing, zu interessiren, konnte er nicht errathen, sie waren aber wichtig genug, denn der jüngste bildschöne „Iltis" war eben die Dame aus Kassel, welche Riedleben in ihrer Vaterstadt Weimar getroffen hatte, die Fee, welche nach ihrer Behauptung um Alles wußte, was ihn bewogen hatte, Kassel heimlich zu verlassen, und deren Begleitung auf der Reise Riedleben nur durch ein plötzliches Verschwinden entgangen war. Hatte er nun von ihrer Indiscretion Etwas zu befürchten? Das kam auf ihren Charakter an, und darüber Etwas durch den gemeinen Mann zu erfahren, mit welchem sich Frau von Breitung in ein förmliches Geklätsch

eingelassen hatte, durfte sie doch nicht erwarten. Gleichwohl fragte sie ihn am Schlusse seiner dreist erfundenen Mittheilungen, ob die leichtfertige Person bei alledem nicht im Grunde gutmüthig gewesen sei?

„Die Art ist freilich sonst gutherzig," antwortete Hille, „aber von dem kleinen Iltis hörte ich den Herrn Kammerpräsidenten sagen, sie könne ganz artig beißen, wenn Einer nicht bei ihr anbeißen wollte. War das nicht hübsch gesagt?"

„Sehr witzig, wie man es von Goethe gewohnt ist," erwiderte die Breitung, doch war ihr die Auskunft nicht angenehm, und sie entließ jetzt den Büchermann ziemlich kurz.

„Also, gnädige Frau, excusiren Sie einen ehrlichen Mann, der's gut meint," sagte er noch an der Thüre, „wenn ich nochmals auf die Franzosen komme. Ami de la France! das ist das beste Recept gegen sie. Das Gegentheil, ennemi de la France, wenn's auch nur in Gedanken gesagt wurde, ist Manchem schon schlecht bekommen und wird's noch mehr geschehen. Seid klug wie die Schlangen, steht in der Bibel."

Die Breitung, als gute Katholikin, hatte mit der den Laien verbotenen Heiligen Schrift nichts zu schaffen, sie konnte also die angeführte Stelle nicht durch den Zusatz in ihr richtiges Verständniß bringen. „Ohne Falsch, wie die Tauben!" war sie selbst eben so wenig, als der Büchermann, der auf seine erneute

Warnung nur ein ziemlich stolzes Kopfnicken zur Antwort erhielt. Er nickte auch mit dem Kopfe, als er draußen die Treppe hinabstieg, das war aber in Uebereinstimmung mit seinem Gedanken: „Dahinter werde ich schon kommen!“ — Im Dorfe hatte er nun die Frau Pastorin, die schon ungeduldig auf ihn wartete, mit Büchern zu befriedigen, dann schlug er wieder seinen kürzesten, aber gefährlichen Weg durch die Steinbrüche ein.

Im Wohnzimmer saß noch immer das Brautpaar bei dem Großvater, der es nicht wohl aufnahm, wenn Jemand aus dem Hause, der bei ihm war, ihn eher verließ, als bis er ihn förmlich dazu ermächtigt hatte. Er besprach jetzt überdem die Verhältnisse, wie sie sich gestaltet hatten, und Riedleben's Pläne für die nächste Zukunft. Daß er ihm das Asyl, das er ihm zugesagt, so lange es Riedleben wünschte und es mit seinen weiteren Absichten vereinbar fand, gewähren werde, stand außer aller Frage, indessen wollte der alte Herr auch wissen, wie der Verlobte seiner Enkelin die Gefahr zu vermeiden gedenke, die ihm unleugbar drohte, ob er die Ereignisse, die er mit voller Zuversicht ankündigte, hier abwarten oder sich einen Schauplatz wirklicher Thätigkeit für seine Zwecke suchen wolle. Riedleben konnte darauf keine bestimmte Antwort geben, er war mit sich selbst noch nicht einig. Es kam ihm ja nicht bloß darauf an,

persönlich gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes die Waffen zu führen, dann hätte er versuchen können, nach Spanien, wo sich ein Kampf vorzubereiten schien, oder nach England zu entkommen, aber seine geringe Kraft, konnte sie in der Wagschaale von irgend einer Bedeutung sein? Sein glühender Wunsch war, zur Befreiung Deutschlands und insbesondere Hessens vom Fremdjoche mitzuwirken, wenn die allgemeine Erhebung des Volks, auf die er so fest rechnete, stattfand. Deshalb wollte er sich nicht aus dem Vaterlande entfernen, vielmehr in der Nähe der vollgeladenen Mine bleiben, um bei ihrem Aufsprühen sogleich mit den Bundesbrüdern in den Vernichtungskampf gegen den Feind zu stürzen.

„Wenn aber die Mine entdeckt, die Zündleitung vernichtet, die Ladung entfernt wird, wenn man den Mineurs auf die Spur kommt?" entgegnete der General. „Oder diesen Fall gar nicht einmal angenommen, wenn das Signal ausbleibt, auf welches die Mine gesprengt werden soll? Ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen oder gar zum Mitverschworenen machen, aber Eins möchte ich von Ihnen nur klar beantwortet haben: ist ein bestimmter Zeitpunkt oder als solcher das Eintreten irgend eines Ereignisses verabredet, um das Signal zu geben? Oder soll das von dem Gutdünken Dörnberg's abhängen?"

„Es sind jedenfalls Vereinbarungen getroffen,"

antwortete Riedleben. Das eingeschobene Wort „jedenfalls“, die bloße Vermuthung, befriedigte den General nicht. Auch in Lodoiska's Augen, welche auf ihm ruhten, konnte Riedleben lesen, daß sie nicht mit ihm zufrieden war, und er fuhr lebhaft fort: „Gern sagte ich Ihnen mehr, aber ich kann, ich darf es nicht.“

„So wollen wir die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen,“ sprach der General. „Sie werden sich in Ihrem Zimmer einrichten wollen, und Du, Lolo, machst vielleicht noch Toilette.“ Er gab den leichten entlassenden Wink mit der Hand, den Beide kannten, sie standen auf und verließen den alten Herrn, der ihnen mit den Augen folgte, als sie zusammen nach der Thüre gingen. Lodoiska hätte nicht nöthig gehabt, ihr hübsches Morgenkleid, das ihr so gut stand, mit einem anderen Gewande zu vertauschen, es war von einfachem, aber feinem Stoff und hatte den natürlichen und gefälligen Schnitt, welcher damals die früher herrschenden caricaturähnlichen Moden, wie sie in Bertuch's Journal des Luxus und der Moden und verschiedenen Kalendern jener Zeit unser Erstaunen erregen, glücklich verdrängt hatte, ohne sich den unschönen antikisirenden Damentrachten des neuen französischen Kaiserreichs anzuschließen. Vielleicht würde die anmuthige Lodoiska auch den Beifall heutiger Modedamen erlangt haben, denn die modernen engen

und kurzen Kleider haben sich in dem Ringlaufe der Moden wieder sehr denen genähert, welche damals getragen wurden. Weniger hätte es einer Salondame der Gegenwart gefallen, daß Lodoiska ein — Strickzeug in der Hand trug, es hatte zwar so feine Nadeln, daß sein Maschengewebe fast ätherisch zu nennen war, aber es blieb doch immer ein Gestrick, die Thatsache der Beschäftigung ließ sich nicht leugnen, wir bitten um Nachsicht für sie. Es bedurfte noch mehr denn eines halben Jahrhunderts, bis sich der weibliche Erfindungsgeist zu der neuesten Damenarbeit erhob, welche den charakteristischen Namen „Frivolitäten" führt.

In dem einfachen Kleide, das züchtig die schöne Gestalt umfloß, trat Lodoiska's Liebreiz nur um so mehr hervor, und das Auge ihres Verlobten ruhte entzückt auf ihren Zügen, als Beide zusammen das Wohnzimmer verließen, um sich draußen zu trennen. Aber Riedleben fühlte nur zu wohl, daß ein Schatten zwischen ihnen, wenn auch bis jetzt nur noch leicht, schwebte, er konnte sich auch die Ursache denken, weshalb seine Braut nicht mit ihm zufrieden war, aber stand es in seiner Macht, die Verhältnisse zu ändern, welche ihn vor der Hand zu einer passiven Rolle verurtheilten, statt ihm Thaten zu gestatten, nach denen seine Seele dürstete? Oder — sollte seine Begegnung mit der schönen coquetten Frau jenen Schat-

ten geworfen haben? Das hätte er gern wissen mögen, aber wie sollte er das erfahren?

Er glaubte am besten zu thun, wenn er möglichst unbefangen blieb und die Wahrnehmung, die er gemacht zu haben glaubte, gar nicht berührte. Dadurch, hoffte er, werde sie am ersten zur Besinnung kommen und sich überzeugen, daß sie ihm Unrecht gethan habe, während im Gegentheil, wenn er sich mit ihr aussprach, und sein ganzes Verhalten, auch das gegen Frau von Heidefeld, entschuldigte, sie nur gereizt werden konnte, ihre Meinung festzuhalten. Ihr Charakter neigte dazu, eine gefaßte Ansicht nicht so leicht zu ändern, doch war der Bräutigam fern davon, sie deshalb eigensinnig zu nennen. Charakterfestigkeit, bei einem jungen Mädchen so selten, war doch immer ein Vorzug.

Auch Lodoiska gab den Gedanken, welche sie beschäftigten, keine Worte, sie ging auf die leichte, beziehungslose Weise ein, in welcher ihr Verlobter, ehe sie sich auf dem Corridor trennten, zu ihr sprach, und war so freundlich gegen ihn, daß er schon seine Befürchtung aufgeben wollte. Ihr Auge jedoch, als sie ihm: „auf Wiedersehen!" sagte, vermied das seinige, und das war ihm ein neues übles Zeichen.

Riedleben ging in dem Zimmer, das ihm angewiesen worden war, eine Weile unruhig auf und ab, ehe er daran dachte, sich auf längeres Bleiben durch

Auspacken seiner Sachen einzurichten. Ihm war es immer noch wie in einem bloßen Marschquartier oder gar wie in der Nähe des Feindes, wo der Soldat es sich nicht bequem machen darf, sondern seine Waffen in guter Bereitschaft hält. Er trat an das Fenster, es hatte eine hübsche Aussicht auf das Thal und die jenseitigen Berge, dort glaubte er den Riß zu erkennen, der den Eingang zu den Steinbrüchen bildete, durch welche ihn der Büchermann auf gefährlichem Pfade geführt hatte. Seit er mit Lodoiska im Garten zusammen getroffen und der Mann zurückgeblieben war, hatte er ihn nicht mehr gesehen, ihm also auch nicht den versprochenen Lohn als Wegweiser gegeben, was ihm jetzt erst einfiel und unangenehm war. Als er wieder lebhaft an ihn dachte, wurde ihm die außerordentliche Aehnlichkeit von Neuem erinnerlich, die er mit dem desertirten Musketier Kunzner hatte. Nach dem unverdächtigen Zeugniß, das er über ihn gehört hatte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß hier nur eine Aehnlichkeit obwalte, der Büchermann Hille war vollkommen als solcher legitimirt. Aber es blieb immer ein wunderbares Spiel der Natur, daß sie zwei so ähnliche Menschen geschaffen hatte, auch das Alter mochte ungefähr passen. In der Zeit des heiligen römischen Reichs vor dem Zusammensturz waren die Truppen der einzelnen Reichsstände, von den kleinsten bis zu Oester-

reich und Preußen hinauf, nicht, wie jetzt alle Heere mit Ausnahme Rußlands und Englands, meist aus junger Mannschaft gebildet, sondern bei dem herrschenden Werbesystem und lebenslänglicher Dienstzeit aus Leuten von sehr verschiedenem, oft bis in hohe Jahrzehende reichendem Alter. Der Musketier Kunzner, der es sich in der Welt schon an manchem Ort, auch unter fremden Fahnen versucht hatte, war ein starker Vierziger, als er sich der strengen Strafe, die wegen wiederholter Insubordination über ihn verhängt worden war, durch Ausbrechen aus dem Arrest und Desertion entzog, der Büchermann Hille schien in den Fünfzigern zu sein, das paßte also. Der lange, schmale Kopf, die spitze Nase, die kleinen, lebhaften Augen, der breite Mund mit der weißen Mauer guter Zähne, Alles das war Beiden gemein, nur etwas kleiner war dem Beobachter zuletzt der Büchermann vorgekommen, als Kunzner, das lag aber wohl an der gebückten Haltung, zu welcher ihn seine Last zwang, während der Soldat durch die Dressur und ihre Hülfsmittel, Stock und Fuchtel, zu kerzengradem Gange gebracht worden war. Hinweg mit ihm! Er war vielleicht längst zu Grunde gegangen oder todt.

Es war nun die höchste Zeit, das Reisecostüm mit einem schicklicheren Kleide zu vertauschen, Riedleben wußte, daß der General selbst im gewöhnlichen Hausleben auf äußere Formen hielt und jeden Ver-

stoß gegen dieselben rügte. Eine große Auswahl in der Garderobe hatte aber der frühere westfälische Officier nicht, er hatte nur das Unentbehrlichste mitnehmen können, als er von Kassel abgeritten war. Dennoch erschien er zur Tafel so, daß ihm der alte Herr einen wohlwollenden Blick zuwarf, die schöne Figur kam dem ziemlich schlichten Anzuge des Gastes zu Hülfe. Als die Familie, nachdem Friedrich die Suppe aufgetragen und sich auf den Wink seines Herrn entfernt hatte, allein war, begann der General: „Ich habe mir überlegt, daß unter den jetzigen Umständen von einer Bekanntmachung Eurer Verlobung nicht die Rede sein kann. Wie weit sie schon bekannt ist, wird freilich selbst ma nièce, welche sich eifrig darum bemüht hat, nicht wissen —"

„Mon oncle, Sie thun mir wieder einmal Unrecht!" sagte Frau von Breitung vorwurfsvoll.

„Silence, ma chere Bethche, wir lernen uns ja nicht erst heut kennen. Also bekannt wird es in vielen Familien, die sich für mein Haus interessiren, schon sein, daß eine Verbindung zwischen meiner Enkelin und Herrn von Riedleben in Aussicht steht, aber ich wünsche nicht durch eine Annonce von hier aus die Aufmerksamkeit auf Rudenthal zu lenken. In Erfurt — wenn nicht durch eine unvorsichtige Zunge dafür gesorgt ist! — weiß man nicht, daß Sie hier mein Gast sind, und wollte ich das förmlich procla-

miren, so würde eine Recherche nach Ihnen vielleicht nicht lange auf sich warten lassen. Erlauben Sie, mon cher, ich bin noch nicht fertig. Auch für den Fall einer Nachfrage oder gar Haussuchung habe ich zwar Anstalten getroffen, daß Sie nicht in Verlegenheit kämen, aber für mich — das geben Sie zu! — hätte das seine großen Inconvenienzen."

„Ich habe das vom ersten Moment an erkannt," sagte Riedleben lebhaft, indem eine leichte Röthe in sein Gesicht stieg. „Wenn ich, statt in weitere Entfernung zu gehen, nach Erfurt kam, wenn ich Ihr gnädiges Anerbieten, für die erste Zeit in Rudenthal eine sichere Freistatt zu suchen, annahm, so darf ich Ihnen, Excellenz, wohl nicht erst andeuten, welches Gefühl, dem ich keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochte, mich dazu bewog." Sein glänzendes Auge hatte einen Seitenblick auf Lodoiska, welche erröthend auf ihren Teller niederblickte, geworfen, während Tante Breitung mit gerührter Miene auf ihn sah, als er rasch fortfuhr: „Es war ein Unrecht, das ich beging, ich mußte so viel Selbstbeherrschung haben, der Stimme des Herzens kein Gehör zu geben, wo die ernste Pflicht forderte, Euer Excellenz Güte nicht zu mißbrauchen."

„Lassen Sie nur gut sein, mon cher," versetzte der General, auf welchen Riedleben's Worte weniger Eindruck zu machen schienen. „Es war meine

Anordnung, der Sie sich fügten. Was daraus folgt, werde ich zu arrangiren wissen. Vor der Hand also kein Verlobungsfest. Sie werden mir den Gefallen thun, nicht viel außerhalb des engeren Rayons von Rudenthal umher zu streifen, hier, wo sich in der Nachbarschaft alle Menschen kennen, würde die Anwesenheit eines Fremden auffallen und zu allerlei Gerede Anlaß geben. Von meinen Leuten und den Rudenthalern ist das nicht zu befürchten. Für alle Fälle habe ich schon Befehle gegeben, im Försterhause, das oben im Walde liegt, Ihnen ein refuge zu bereiten."

„Ich bin Ihnen zum höchsten Danke verpflichtet," erwiderte Riedleben, „aber, Excellenz, erlauben Sie mir, schon morgen aufzubrechen."

„Warum nicht gar!" sagte der General mit dem strengen Tone, der seinen Widerspruch erschwerte. „Sie bleiben vor der Hand hier, ich stehe für Ihre Sicherheit."

„Das bin ich überzeugt, Excellenz. Aber ich darf in der That nicht länger verweilen, wo ich der guten Sache doch nicht nützlich sein kann. Ich kann ihr, bis der rechte Moment mich ruft, anderwärts besser dienen."

„Wo denn, wenn ich fragen darf?" entgegnete Wallhausen.

„In Berlin," antwortete Riedleben. Loboiska blickte schnell und unangenehm überrascht zu

ihm auf, er bemerkte das und errieth auch gleich den Grund, an den er in diesem Moment gar nicht gedacht hatte. Nach Berlin hatte er ja in Begleitung der Frau von Heidefeld reisen sollen, konnte Lodoiska aber sein jetziges Motiv darin suchen? Etwas aus der Fassung gebracht, fuhr er fort: „Ich will dort einen Mann aufsuchen, auf welchen die Patrioten für die Zeit der Erhebung große Hoffnungen setzen, ich glaube mich bei ihm gut einführen zu können und will ihm Bericht abstatten, wie es bei uns steht, und Rücksprache mit ihm nehmen. Ich weiß zwar nicht, ob er schon in Berlin ist, aber ich hoffe es."

„Machen Sie ein Geheimniß aus dem Namen dieses wichtigen Mannes?" fragte der General.

„Schill," antwortete Riedleben. „Sein Name wird Euer Excellenz rühmlich bekannt sein, er knüpft sich an die glorreiche Vertheidigung von Colberg im vorigen Jahre."

„O ja, ich erinnere mich," sagte Wallhausen kühl. „Er hat als Partisan dabei eine gewisse Rolle gespielt. „Was ist er denn jetzt?"

„Commandeur eines Husarenregiments, auch ein leichtes Infanterie-Bataillon führt seinen Namen, wie ich gehört habe. Die Truppen, die er in Colberg, man kann wohl sagen, aus dem Nichts geschaffen hat, sind bei der neuen Formation der preußischen Armee zusammengelassen worden."

„Klingle, ma nièce, damit wir nicht bei der Suppe stehen bleiben," erinnerte der General. Die Ideen und Hoffnungen, welche Riedleben's Seele füllten, schienen ihn ganz kalt zu lassen — er war auch zu alt schon, befangen in den Anschauungen einer untergegangenen Zeit, um die Gegenwart zu begreifen und einen Blick auf Deutschlands Zukunft zu richten. Frau von Breitung kam seiner Aufforderung nach, und Friedrich erschien, um weiter zu serviren. Er brachte zugleich seinem Herrn ein Billet. — „Von wem?" fragte dieser.

„Ein Bote hat es abgegeben, Antwort wäre nicht nöthig, ich habe weiter nicht gefragt."

„Er ist ein Esel!" sagte der General, indem er das Billet, dessen französische Aufschrift an ihn gerichtet war, erbrach. Er konnte noch, trotz seines hohen Alters, ohne Brille lesen, die Augen wurden ihm bei dem befremdenden Inhalte des Billets aber heut doch unsicher.

„Mein General, Ihnen droht eine ernste Gefahr. Entfernen Sie Alles aus Ihrem Hause, was Anstoß geben könnte." Eine Unterschrift fehlte.

Es bedurfte nur einer flüchtigen Ueberlegung, um den Sinn dieser Warnung zu begreifen. Wer aber war der geheimnißvolle Warner? Die Handschrift war sehr schlecht, schien aber nicht verstellt zu sein; das Siegel, das zwar beim Aufbrechen verletzt war,

sich aber noch erkennen ließ, zeigte kein Wappen, nicht einmal einen Namenszug oder Buchstaben, sondern nur ein grob gestochenes Sinnbild, wie es dem Geschmack gemeiner Leute zusagt, ein Herz von einem Pfeil durchbohrt.

Ohne ein Wort der Erklärung, so fragend und bittend das Auge seiner Nichte auch an ihm hing, steckte der General das Billet in die Tasche.

Sechstes Capitel.

Ein Ueberfall.

„Ich preise mich glücklich, Lodoiska, daß ich endlich einen freien Moment finde, mich, unbewacht von fremden Augen, mit Ihnen auszusprechen. Weichen Sie mir nicht aus, bleiben Sie hier! Es ist vielleicht der letzte Moment für lange Zeit, der mir in Ihrer Nähe vergönnt ist, vielleicht auf ewig."

Dies Wort bannte Lodoiska, welche, eine Weile nach aufgehobener Tafel in das Wohnzimmer zurückgekehrt, ihren Verlobten hier allein erblickt und mit einer leichten Erklärung, daß sie ihre Tante suche, schon auf der Schwelle hatte umkehren wollen. „Wie meinen Sie das?" fragte sie mild.

„Ich will Rudenthal morgen in aller Frühe, noch ehe der Großvater wach ist, wieder verlassen," sagte er mit aufgeregter Stimme. „Ich bin es ihm, ich bin es mir selbst schuldig. Es wäre richtiger gewesen, ich hätte gleich in Erfurt Abschied genommen,

aber ich brauche Ihnen, meine geliebte Braut, wohl nicht zu sagen, warum ich noch einmal nach Rudenthal gekommen bin."

„Der Großpapa wünscht aber doch, daß Sie hier bleiben —" erwiderte Lodoiska mit unsicherem Tone.

„Und Lodoiska?" entgegnete er zärtlich.

„Wenn Sie hier sicher sind — und glauben, daß von hier aus das hohe Ziel, das Sie erstreben, am besten zu erreichen sein würde —"

„Meine Sicherheit stellen Sie nicht in erste Linie!" bat er. „Es kränkt mich, wenn Sie denken könnten, daß ich nur meine eigene Person in Sicherheit bringen will! Ich würde mich freudig opfern, wenn ich der Befreiung meines Vaterlandes dadurch Bahn brechen könnte!"

Ihr Auge leuchtete zustimmend, sie senkte es aber wieder und sagte leise: „Soll ich aber nicht bange sein, daß Sie Ihren Feinden in die Hände fallen, ohne der heiligen Sache den geringsten Dienst leisten zu können? Ich will Ihren Entschluß jedoch nicht bestimmen, ich vertraue Ihnen vollkommen, daß Sie den besten wählen."

„Vertrauen Sie mir immer, Lodoiska, unter allen Verhältnissen, auch wenn ein falsches Licht irgendwie auf mich fallen sollte! Wollen Sie das, meine geliebte Lodoiska? Geben Sie mir Ihre Hand darauf!"

Sie reichte ihm ohne Zögern die Hand, er küßte diese und zog das Mädchen sanft an seine Brust, um ihr Versprechen auch durch einen Kuß auf ihre Lippen zu besiegeln.

„So leben Sie denn wohl!" sagte er innig. „Ich kann Ihnen vielleicht heut Abend nur noch mit den Augen Lebewohl sagen!"

„Sie gehen nach Berlin?" fragte Lodoiska, ohne aufzublicken.

„Der Großvater versichert, daß seit dem Frieden, obgleich nun schon drei Viertel Jahre vergangen, noch keine preußischen Truppen wieder in Berlin eingerückt sind und Schill mit seinem Regiment also auch noch nicht dort sein könne. Ich muß die Hoffnung, ihn jetzt zu sprechen, freilich aufgeben, aber ich weiß in Berlin andere patriotische Männer zu finden, die ich kennen zu lernen wünsche: es kommt darauf an, daß sich Alle, welche der guten Sache zugethan sind, an einander schließen und mit vereinten Kräften wirken. Das ist der Gedanke, der mich nach Berlin führt, kein anderer, glaube mir!"

„Sind Sie dort nicht auch von französischen Spionen bedroht?"

„Wo wäre man das nicht! Leider auch von deutschen Spionen im französischen Solde. Ich werde vorsichtig sein."

„Seien Sie das in jeder Beziehung! — Um meinetwillen, Julius, ich bitte Dich.“

Es war das erste Mal, daß sie ihn Du nannte; wie oft er auch schon unter vier Augen die traute Benennung gewagt, nie hatte sie dieselbe bis jetzt erwidert. Es entzückte ihn so, daß er stürmisch seinen Arm um sie schlang und sich einen zweiten Abschiedskuß erobern wollte, Lodoiska wies ihn aber mit einem bloßen Blick, dem er gleich gehorchte, in seine Schranken zurück: ihre Augen blitzten dabei so unwillig! Er mußte über diesen plötzlichen Uebergang von weicher Hingebung zu spröder Strenge staunen, und doch hätte er an solche Uebergänge bei ihr gewohnt sein können. Sie sagte ihm auch kein Wort mehr, sondern schied stumm von ihm. Auch sie glaubte an ihm irre zu werden: in seinem letzten Benehmen, dessen er sich bisher gegen sie nie getraut, sah sie den Einfluß der Kreise, in denen er sich zuletzt am jetzigen Hofe zu Kassel bewegt hatte. . . .

Gegen Abend vereinigte sich die Familie wieder im großen Wohnzimmer, und der General sagte zu Riedleben: „Ich proponire eine Spazierfahrt, wenn Sie von Ihrer Promenade durch die Steinbrüche nicht zu fatiguirt sind.“

„Wie sollt' ich, Excellenz?“ entgegnete Riedleben. „Ein gedienter Soldat!“ Und Frau von Breitung setzte hinzu: „C'est charmant, mon

oncle! Nach dem Hutberg, schlage ich vor, Sie werden von der Aussicht entzückt sein, mon cher Riedleben!“

„Wir müssen auf die Gesellschaft der Damen heut verzichten,“ sagte der General. „Ich nehme den Jagdwagen und werde sogar mit Riedleben ganz allein fahren, ohne Kutscher.“ Er war doch ein wahrer Haustyrann, der sich nicht einmal herabließ, die Gründe seines sultanischen Beliebens zu erklären. Seine Nichte, welche dem Hause vorstand und darum wohl einige Ansprüche auf Sitz und Stimme in demselben zu haben glaubte, hatte bis auf diese Minute noch nicht erfahren, von wem das heut Mittag durch einen unbekannten Boten abgegebene Billet gewesen war und was es enthalten hatte. Die Frage danach, welche sie endlich nicht mehr hatte unterdrücken können, war mit einem beleidigenden: „Gehört nicht in Ihr Ressort!“ abgefertigt worden. Und nun wurde sie mit Lodoiska von der Spazierfahrt ausgeschlossen, wo doch gar kein Grund sich denken ließ, warum nicht statt der kleinen Britschka der Korbwagen angespannt wurde, auf dem sie alle Platz hatten!

Es blieb aber dabei, der Jagdwagen kam, und die beiden Herren stiegen ein. Riedleben wollte die Zügel nehmen, der General ergriff sie aber selbst. Das kleine Pferd von edler Race, welches vor den Wagen gespannt, war bis vor Kurzem noch sein Reit-

pferd gewesen, ein Meister in allen ritterlichen Künsten, hatte der alte Herr noch in den letzten Jahren manchen Ritt in Rudenthal gemacht, nur daß er sich dazu, weil ihm das Aufsitzen schwer wurde, kleine, für seine hohe Gestalt nicht eben passende Pferde gehalten. Die Zügel beim Fahren konnte er aber auch jetzt noch führen und lenkte selbst seine großen muthigen Kutschpferde, wenn er das übernahm, mit Sicherheit und Eleganz. Die Breitung sah ihm verdrießlich nach, als er mit seinem Gaste vom Hofe fuhr.

„Was das nun heißen soll!“ sagte sie. „Er giebt Deinem Bräutigam ein schlechtes Beispiel, Lolo, laß Dir nur von Deinem Manne künftig nichts gefallen, wenn er herrschsüchtig werden will.“

„Der Großpapa hat gewiß mit Riedleben Manches zu besprechen, was Frauen nicht verstehen.“

„Es giebt nichts, was wir nicht verstünden, wenn man uns nur nicht bei Seite schiebt. Eine Frau giebt oft viel vernünftigeren Rath, als der Mann ersinnen kann.“

Auch das südliche Ufer des Baches, auf welchem das Schloß zu Rudenthal lag, war von einem waldgekrönten Höhenrande begleitet. Dort hinauf fuhr der General; der Wagen verschwand bald unter den dunklen Tannen, und die Sonne war bereits untergegangen, als er dort auf der Heimkehr erst wieder

zum Vorschein kam. Doch brachte er den General allein zurück: wo war sein Begleiter geblieben?

Der alte Herr ließ sein kleines Pferd die letzte Strecke seines Weges langsam gehen. Vor seinem Schloßhofe unter den Kastanienbäumen glaubte er im Zwielicht einen Trupp Menschen zu erblicken, gleich darauf hörte er deutlich, wenn auch gedämpft, commandiren: „Garde-à-vous! Portez-armes!“ Französische Soldaten in Rudenthal! Der unbekannte Warner hatte also doch Recht gehabt, und es war gut, daß sein Rath nicht unbeachtet geblieben war! Jetzt hörte der Gutsherr, der unbeirrt weiter fuhr, den bekannten französischen Anruf, welcher ihm galt, er beantwortete ihn mit fester, lauter Stimme: „Le général de Wallhausen.“ Man gebot ihm, zu halten, er sah einen Gewehrlauf gegen sich angeschlagen. Von dem Trupp her kam ein Einzelner, jedenfalls der Führer. Der General rief ihm entgegen, was diese Invasion zu bedeuten habe?

„Das werden Sie bald erfahren, mein General,“ erwiderte der Franzose, dessen goldene Epaulettes in der eingebrochenen Dämmerung noch zu erkennen waren. „Ich werde Sie nach Ihrem Hause begleiten, wo Sie den Herrn finden werden, der Ihnen allein die gewünschte Erklärung geben kann.“

„Sie wissen wohl nicht, Herr Officier, daß Sie hier auf dem Boden eines souveränen deutschen Für-

sten stehen!" sagte Wallhausen, ohne sich zu einer Heftigkeit hinreißen zu lassen.

„Ich bin hierher beordert und habe nichts zu verantworten." versetzte der Officier. „Wenn Sie erlauben, steige ich zu Ihnen auf."

Statt der Antwort ließ der General seinem ungeduldigen Racepferde den Zügel, dasselbe schoß wie ein Pfeil mit dem leichten Wagen an dem Officier und seinem Trupp vorüber, in den Thorweg hinein und über den Hof nach dem Schlosse. Hier stand eine fremde Kutsche, und wiederum hörte sich Wallhausen französisch von einem Posten anrufen, da war aber auch einer seiner Knechte, der, in einem Winkel versteckt, auf ihn gewartet hatte, bei der Hand, half ihm vom Wagen und nahm ihm das Pferd ab. „Ach du lieber Gott, Excellenz!" klagte der Mensch; sein Herr hörte ihn aber nicht an, sondern ging zwischen den beiden Soldaten hindurch, welche an der Thüre aufgestellt waren, in sein Haus. Sie hinderten ihn nicht, denn sie hatten Befehl, Jedermann hinein, aber Niemand heraus zu lassen. Im Flur brannte die große Lampe, welche von der Decke herabhing, aber kein Mensch war zu hören oder zu sehen. Selbst der alte Friedrich, der sonst seinen Dienst nie vernachlässigte, war nicht da, vielleicht war die ganze Dienerschaft von den Franzosen verscheucht oder

gar festgenommen. Wie mochten sich die Damen bei dem feindlichen Ueberfall erschrocken haben! Lodoiska hatte sich gewiß nichts vergeben, aber Frau Elisabeth wohl sehr pitoyable gezeigt. Dem Greise war nun doch das Blut warm geworden, er faßte sich aber, um seine Würde aufrecht zu halten. Den Grund dieses militärischen Besuches brauchte ihm freilich Niemand erst zu sagen, indessen durfte er nicht ahnen lassen, daß er ihn wisse.

Als sein Tritt, der nicht zu verkennen war, im Corridor erklang, wurde die Thüre des Wohnzimmers rasch geöffnet, und Lodoiska erschien auf der Schwelle. „Wir sind Staatsgefangene, Großpapa!" rief sie dem Kommenden entgegen. „Man wird uns Alle füsiliren!"

Der General trat ein. „Gott sei Dank, endlich!" seufzte Frau von Breitung, und zwei fremde Herren, welche mit ihr beim Theetisch ganz freundschaftlich gesessen hatten, erhoben sich bei der Erscheinung des Hausherrn, der ihre Verbeugung mit einer stolzen und erstaunten Miene erwiderte. Einer von Beiden kam ihm in offenbarer Verlegenheit entgegen, der Andere blieb am Tische stehen.

„Ich bin begierig, zu erfahren, was mir diese Ehre verschafft!" kam der General ihnen in französischer Sprache zuvor. „Ich finde mein Thor von fremdem Militär besetzt, werde angerufen wie im

Kriege, finde sogar Schildwachen an meiner Hausthüre, darf ich fragen . . . ?"

„Excellenz," antwortete der Herr, welcher dem General entgegen gekommen war, in deutscher Sprache im unverfälschten thüringisch-sächsischen Dialect, „ich bedaure sehr, Ihnen in dieser sehr unangenehmen Angelegenheit lästig fallen zu müssen. Aber auf Befehl meines Fürsten mußte ich den kaiserlich französischen Gensd'armerieobersten begleiten; ich bin der Polizeidirector Wiederich."

„Was habe ich mit der Polizei und gar mit der französischen Gensd'armerie zu thun, die im Lande unseres Fürsten doch wohl nichts zu suchen hat?" entgegnete der General.

„Erlauben Excellenz, daß ich Ihnen meine Ordre vorlege?" erwiderte der Beamte. Es war ein vom Fürsten vollzogener Befehl, den kaiserlich französischen Gensd'armerieobersten Rodier bei seiner mit landesherrlicher Genehmigung in diesseitigen Landen anzustellenden Recherche zu begleiten, dieselbe dadurch gegen alle fürstlichen Unterthanen zu autorisiren und sie bei vorkommenden Schwierigkeiten in geeigneter Weise zu unterstützen. — „Excellenz wollen gnädigst bemerken," fügte der Polizeidirector hinzu, als ihm der General das Papier, das er mit kalter Miene gelesen hatte, zurückgab, „daß ich für meine Person von der ganzen Recherche nichts weiß und erst hier

bei den Verhandlungen des Herrn Obersten mit der gnädigen Frau und dem Fräulein einigermaßen erfahren habe, um was es sich dreht."

Der Gutsherr nickte leicht mit dem Kopfe und ging nun zu dem französischen Obersten in Civilkleidung, der, mit der Hand auf den Tisch gestützt, in ziemlich nachlässiger Haltung den ehrwürdigen Greis herankommen ließ. So altersschwach aber sein Gang, so fest war der Blick, mit welchem der General den Franzosen maß, und Lodoiska bemerkte, daß ihres Großvaters ganzes Wesen dem Manne, der bisher ziemlich bäurische Manieren gezeigt hatte, doch imponirte, denn er nahm die Hand vom Tische und trat mit einer achtungsvollen Verbeugung vor.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen, Oberst Nodier," sagte er. „Es wäre mir angenehm, wenn es bei einer weniger peinlichen Angelegenheit geschehen könnte, aber der Soldat hat zu gehorchen. Hier ist die Ordre, welche mich zu Ihnen geführt hat."

„Unter militärischer Escorte! Im Lande eines Fürsten des Rheinbundes wären Sie auch ohne Begleitung französischer Bajonnette sicher gewesen."

„Die Escorte war nicht für mich bestimmt. Lesen Sie, mein General."

Es waren zwei Schriftstücke, welche der Oberst dem Gutsherrn überreichte; das eine die Ordre, auf dem Schlosse zu Rudenthal, dem General von

Wallhausen gehörig, die Verhaftung der in dem anliegenden Befehl näher bezeichneten Person auszuführen, wozu der Landesherr des betreffenden Territoriums seine Genehmigung ertheilt habe und ihm, dem Obersten, eine Compagnie des 17. leichten Infanterieregiments zur Unterstützung folgen werde; das andere Schriftstück war der Verhaftsbefehl gegen den verabschiedeten Hauptmann von Riedleben, ausgefertigt vom französischen Gouvernement zu Erfurt auf Requisition der königlich westfälischen Regierung.

„Ich kann gegen diese Sie legitimirenden Papiere nichts einwenden, Herr Oberst," erwiderte der General, indem er sie zurückgab. „Was Herrn von Riedleben zur Last gelegt wird, ist in dem Verhaftsbefehl nicht angegeben; dem sei, wie ihm wolle, Sie werden wohl schon erfahren haben, daß Herr von Riedleben nicht mehr hier ist, er hat Rudenthal, wo er nur einen flüchtigen Besuch gemacht, bereits wieder verlassen."

„Wie?" rief der Oberst. „Er ist nicht mit Ihnen zurückgekehrt? Mir wurde gesagt, daß er mit Ihnen nur eine Spazierfahrt unternommen habe und bald zurückkehren werde! Sie haben ihn also fortgeschafft, mein Herr General?"

„Ich habe ihn bis zu dem Orte begleitet, wo er seinen Wagen fand, mein Herr Oberst. Das Wort fortgeschafft war übel gewählt."

„Sie wußten nicht, daß er Ursache hatte, sich den Recherchen seines Gouvernements zu entziehen? Er ist der Bräutigam dieser jungen Dame, Sie werden also doch wohl von Allem unterrichtet sein.“

Lodoiska blickte mit heißem Erröthen zu ihrem Großvater empor, in ihren Augen, in ihren Mienen sprach sich ihr empörtes Gefühl aus. — „Wem verdanken Sie diese falsche Nachricht?“ entgegnete der General. „Ich bitte Sie, das Haus, in dem Sie sind, zu achten!“ Er gab Frau von Breitung einen Wink, sich mit Lodoiska, die schon nach der Thüre gegangen war, zu entfernen. Sie that es mit einem Blicke, der ihn beschwören sollte, daß nicht sie es gewesen, welche dem Obersten das Verhältniß Riedleben's zu ihrer Nichte verrathen habe.

„Nun, meine Herren, lassen Sie uns schnell ein Ende machen,“ sprach der General. „Ich würde, da mein Gut nicht auf französischem Gebiete liegt, bei Ihrer sogenannten Recherche, mein Herr Oberst, nur der Gewalt gewichen sein, wenn nicht mein Fürst Sie dazu autorisirt hätte. Sie sind mit Entfaltung militärischer Streitkräfte hier eingerückt und haben den Gesuchten nicht mehr vorgefunden. Wenn Sie wollen, können Sie aber noch eine Haussuchung oder eine Recognoscirung meines ganzen Gutes vornehmen. Der Herr Polizeidirector nimmt darüber ein Protokoll auf,

und ich denke, Ihre beiderseitige Mission ist damit zu Ende.“

„Meinen Sie, General?“ entgegnete der Franzose mit Hohn. „Sie sind im Irrthum. Ich werde allerdings, da Sie ohne Denjenigen, den ich verhaften soll, von Ihrer angeblichen Spazierfahrt zurückgekommen sind, eine gründliche Durchsuchung anstellen lassen, bis dahin aber betrachte ich Sie als Mitschuldigen und werde Sie, wenn der Gesuchte sich nicht findet, zur Verfügung des Herrn Gouverneurs von Erfurt stellen.“

„Sie überschreiten Ihre Vollmacht, Herr!“ fuhr der General auf; der Polizeidirector wollte sich auch einen Einspruch erlauben.

„Ich werde verantworten, was ich thue!“ sagte der Oberst mit allem Uebermuthe eines Napoleonischen Soldaten. „Sorgen Sie, Herr Director, als Commissar Ihres Fürsten, dafür, daß die Compagnie hier einquartiert wird, nach Abgang der Wachen wird sie im Schlosse und seinen Nebengebäuden unterkommen —“

„Erlauben Sie, Herr Oberst,“ wandte der Polizeidirector jetzt bestimmter in seinem erbärmlichen Französisch ein. „Die Nebengebäude, wo Ihre Leute untergebracht werden könnten, das Haus des Verwalters, das Gesindehaus und so weiter gehören nicht

mehr unter meine Controle, ich habe dort nichts anzuordnen."

„Wie?!" rief der Oberst.

„Der Bach, den Sie bei der Einfahrt bemerkt haben werden, ist die Grenze meines allergnädigsten Fürsten — was drüben liegt, gehört dem Herzoge, unserem Landesnachbarn. Wir sind nicht ermächtigt, auf dessen Gebiet irgend eine Maßregel vorzunehmen, ich glaube, Ihnen das schon unterwegs bemerkt zu haben."

„Deutsche Pedanterie! Glauben Sie, mein Herr, der Kaiser werde sich je an Euer Stückwerk von Landsetzen kehren? Die deutschen Fürsten sollen es sich gesagt sein lassen, daß sie nur Souveräne von Napoleon's Gnaden sind. Ich bitte Sie, ohne Umstände die nöthigen Anstalten zu treffen. — Sie, Herr General, haben sich vorläufig als meinen Arrestanten zu betrachten, ich werde aber alle Rücksichten nehmen, welche Ihr Rang und Ihr Alter fordern."

Der Greis hatte mit Gefühlen, wie er in seinem ganzen Leben keine ähnlichen empfunden, während des Wortwechsels der beiden Männer gekämpft; beleidigter Stolz, heftiger Zorn über die Behandlung, die er erdulden mußte, und das Bewußtsein der Wehrlosigkeit gegen die Gewalt, der er ausgesetzt war, hatten ihn so erschüttert, auch körperlich, daß er sich an einen Stuhl halten mußte. Das Auge seines Feindes, als

dieser sich wieder an ihn wendete, und seine letzten Worte gaben ihm aber schnell die Kraft zurück.

„Thun Sie, was Sie glauben verantworten zu können,“ sagte er mit erzwungener Ruhe. „Ich werde für alle Ungebührlichkeiten, die Sie sich erlauben, die eclatanteste Satisfaction fordern, und wenn ich bis an Ihren Kaiser gehen sollte. Sie, Herr Polizeidirector, bitte ich, unserem Fürsten Bericht über Alles abzustatten und sonst zu thun, wozu Ihre Ordre Sie ermächtigt.“

„Mein Herr Oberst,“ sagte der Beamte, der nun auch gereizt war, „ich muß Ihnen meine Mitwirkung über meine Ordre hinaus bestimmt verweigern. Meine Ordre zeichnet mir mein Verhalten vor, ich werde Sie unterstützen, wenn sich Ihrer Recherche Schwierigkeiten entgegenstellen sollten, aber auf eines fremden Fürsten Gebiet kann ich keine Anordnungen treffen und Sie nicht dahin begleiten, wenn Sie dasselbe auf eigene Verantwortung, ohne die Genehmigung des Landesherrn nachgesucht zu haben, betreten wollen.“

„Wir werden jedes deutsche Prinzlein erst um Erlaubniß bitten, wenn wir einen seiner Landzipfel berühren müssen!“ lachte der Oberst. „Preußen reklamirte auch 1805 wegen unseres Durchmarsches — mag der Herzog, Ihr Nachbar, sich ein Beispiel an dem Schicksale dieser Reklamation nehmen! Wenn Sie für Ihren Theil den Grenzstrom, welcher dies

Terrain durchschneidet, respectiren, so will ich Sie nicht zu einer Heldenthat zwingen — ich werde mich schon allein arrangiren. — Herr General, es thut mir leid, hier wie im Kriege verfahren zu müssen, Sie und Ihre Familie sollen so wenig als möglich belästigt werden, ich werde mich für heute Abend nur an Ihren Intendanten halten. Auf morgen alles Uebrige, ich habe die Ehre!" Damit ging er hinaus.

Der General ließ sich auf den Stuhl nieder, an dem er stand, seine Kraft schien erschöpft. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, Excellenz," sagte der Polizeidirector, „reizen Sie den Mann nicht noch mehr. Unser Fürst hat wahrhaftig seine Genehmigung nicht gern ertheilt, hier eine Arretirung vornehmen zu lassen, aber, Du lieber Gott, was können wir machen? Der Herzog wird sich's auch ruhig gefallen lassen, wenn sie, ohne ihn zu fragen, über seine Grenze kommen und dort wirthschaften, wie es ihnen einfällt. Wir Kleinen müssen Gott danken, wenn Napoleon uns noch am Leben läßt, da er die Großen, ich meine Oesterreich und Preußen, einen nach dem anderen geschlagen hat. Geben Excellenz Acht, in kurzer Zeit werden wir uns in Thüringen eines Abends als Weimaraner, Gothaer, Hildburghäuser, Rudolstädter und so weiter zu Bette legen und am Morgen als französische Unterthanen wieder aufstehen. Daß er sich mitten in Deutschland Erfurt genom-

men hat, das ist wie ein Krebsschaden, der frißt immer weiter um sich. Also, Excellenz, lassen Sie sich um Gotteswillen nicht auf Dinge ein, die Sie und Ihre werthe Familie nur in's Unglück bringen können, ich rede als ein ehrlicher Deutscher, der es gut mit Ihnen meint, und der auch thun wird, was in seinen Kräften steht, um üble Folgen von Ihnen abzuwenden. Noch in der Nacht werde ich einen Boten mit meinem Bericht an unseren Fürsten abschicken, das kann mir der Mann doch nicht wehren: ich werde Sie also schon um ein Nachtlager bitten müssen."

Der General ersuchte ihn, die Klingel zu ziehen — und beim ersten Ton derselben erschienen die Damen wieder, welche im Nebenzimmer das Ende des verhängnißvollen Gesprächs abgewartet hatten. Mit glühendem Angesicht eilte Lodoiska ihrer Tante voran; ohne den noch gegenwärtigen Fremden zu beachten, kniete sie neben ihrem Großvater nieder und bedeckte seine Hand mit leidenschaftlichen Küssen. Frau von Breitung schien nicht minder außer Fassung zu sein. Der Polizeidirector war in peinlicher Verlegenheit, er wollte das Wort ergreifen, aber der General ließ ihn nicht dazu kommen. „Laß dem Herrn ein Zimmer anweisen," sagte er. „Die Herren Franzosen werden sich à la mode de campagne selbst einquartieren. Herr Director, ich danke Ihnen für die wohlwollende Gesinnung, welche Sie mir geäußert

haben, doch glaube ich, daß ich mir die Satisfaction, die ich zu verlangen habe, schon selbst verschaffen kann. — Friedrich, kommt Er endlich aus seinem Versteck hervor? Er ist eine feige Canaille!" Der alte Diener war auf den Ruf der Klingel eben auch eingetreten.

„Ich bin eingesperrt gewesen, Excellenz . . ."

„Still sein! Ich habe Ihn nicht danach gefragt! Bringe Er den Herrn Director nach dem Gastzimmer, das Frau von Breitung bestimmen wird, frage Er nach seinen Befehlen, und wenn Er diese ausgeführt hat, komme Er wieder! Herr Director, ich wünsche angenehme Ruh." Der Beamte hatte unterdessen ein Paar tröstliche Worte zu der verzagten alten Dame gesagt und empfahl sich jetzt mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß sich Alles schon befriedigend ausgleichen werde.

„Großpapa!" rief Lodoiska, als der Fremde mit dem Diener sich entfernt hatte. „Ich bitte Sie um eine einzige Gnade! Versprechen Sie mir, daß Sie meine Bitte erfüllen werden, ich flehe, ich beschwöre Sie!"

„Was willst Du, Kind?" fragte der General, der den Grund ihrer leidenschaftlichen Aufregung in der Besorgniß um das Schicksal ihres Verlobten suchte. „Du kannst ganz ruhig sein. Riedleben ist vor der Hand außer dem Bereich der Gefahr."

„Das ist es nicht!“ rief das Mädchen. „Ich habe eine inbrünstige Bitte, Großpapa!“

„Sprich!“ erwiderte der Greis, die Hand auf ihre braunen Locken legend.

„Geben Sie Befehl, die Sturmglocken im Dorfe zu läuten!“ rief Lodoiska.

„Jesus Maria Joseph!“ kreischte die Tante entsetzt auf, indem sie ein großes Kreuz über sich schlug.

„Kind, Du bist thöricht,“ sagte der General.

„Nein, nein, Großpapa! Unsere braven Bauern werden mit Heugabeln und Stangen zusammen laufen und die Schmach, die uns angethan ist, blutig rächen! Ich selbst will hinlaufen zur Kirche —“

„Du bist exaltirt, Lolo!“ sagte der Großvater, während die Breitung erschrocken ihre Hände rang. „Sei vernünftig, überlege Dir, wozu das führen könnte. Unsere handfesten Thüringer würden zwar mit den windigen Franzosen im Dunkeln, wo diese nicht gut zielen und schießen können, wohl fertig werden, aber was weiter, Du hitzköpfiges Kind? Hast Du daran gedacht? Uebermorgen kämen statt einer Compagnie mehrere Bataillone und nähmen eine furchtbare Revanche an unseren armen Bauern — von uns will ich gar nicht einmal sprechen.“

Lodoiska ließ den Kopf sinken und erwiderte nichts. „Mon oncle, Sie wissen doch immer das Rechte zu finden!“ rief die Breitung erleichtert.

„Aber erbarmen Sie sich auch über uns und sagen Sie uns, was nun werden wird? Ob Sie wirklich nach Erfurt als Gefangener —“

„Frau Bethche hat also gehorcht?“ unterbrach sie der General. „Nun, dann weiß sie so viel als ich. Der Gensd'armerieoberst wird sich den Reinemann geholt haben, der ihm die Einquartierung der Soldaten hüben und drüben besorgen muß, und wegen der Beköstigung werden sie nicht blöde sein. Willst Du aber nicht auch für mich noch eine Tasse Thee machen lassen, ich habe zu Abend noch nichts genossen!“

Sie war erstaunt und verwirrt, daß er schon wieder so ruhig sprechen konnte, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen. „Sie haben ein sangfroid, mon oncle, das ich bewundere,“ erwiderte sie, indem sie sogleich Anstalten traf, seinen Wunsch zu erfüllen. „Sagen Sie uns nur noch, wo Riedleben ist. Hat er denn geahnt, was ihm drohte, daß er nicht mit Ihnen zurückgekommen ist?“

„Riedleben läßt sich Dir empfehlen,“ erwiderte der General gelassen. „Er hatte schon den Entschluß gefaßt, noch heut weiter zu reisen, und ohne daß ich es wußte, sein weniges Gepäck, es war, glaube ich, ein einziger Portemanteau, auf den Wagen legen lassen — an Dich, Lolo, hat er mir seine Grüße aufgetragen: au revoir in besseren Zeiten.“

„Ja, auf diese wollen wir hoffen!“ rief Lodoiska

die Hände faltend. „Bessere Zeiten, wenn kein fremdes Joch mehr auf unserem Vaterlande lastet, wenn alle Niederlagen, die wir erlitten, alle Schmach, die uns angethan worden, in blutigen Schlachten und Siegen gerächt ist!"

„Das ist eine Hoffnung Deines jungen exaltirten Kopfes!" versetzte der Greis. „Wenn eine solche Zeit auch wirklich einmal kommen sollte, ich werde sie nicht mehr erleben. Woher sollte sie auch kommen, da der Kaiser der Franzosen alle Mächte, die sich ihm widersetzten, zu Boden geschlagen hat und seine Herrschaft über halb Europa auf viele Generationen hinaus befestigt ist? Mit dem Kaiser von Rußland ist er eng befreundet; von wo sollte den Deutschen noch eine Hülfe kommen?"

Da richtete Lodoiska ihre schönen leuchtenden Augen zuversichtlich auf den alten zweifelnden Mann und erhob ihre Hand stumm und bedeutungsvoll zum Himmel.

Siebentes Capitel.

Die unerwartete Wendung.

Oberst Nodier hatte die ganze Compagnie, welche ihm zur Verfügung gestellt war, in den Nebengebäuden des Schlosses Nachtquartier nehmen lassen, obgleich dieselben, wie er sich ironisch ausdrückte, jenseits des Grenzstromes lagen. „Das ist weder die Bidassoa, welche Frankreich von Spanien, noch der Niemen, welcher meines Kaisers Machtgebiet von Rußland trennt," hatte er zu dem Polizeidirektor gesagt, als dieser ihm vor Absendung seines Berichts nochmals Vorstellungen gemacht hatte. „Wir haben, ohne anzufragen, bereits die Bidassoa überschritten, und werden einst auch den Niemen überschreiten, wenn es dem Zaren einfallen sollte, nicht mehr der Freund Frankreichs zu sein! So können Sie nicht verlangen, daß wir Anstand nehmen, dies lächerliche Grenzbächlein eines kleinen deutschen Duc zu übersetzen."

Die französischen Compagnieen waren und sind schwach, überdem hatte der Capitain viele Posten rings um den Schloßbezirk und an die Thüren des Schlosses, sogar eine grand' garde auf die Landstraße stellen müssen, der Rest war also in den Dienst- und Gesindehäusern bequem untergebracht worden. Für den Obersten und die Officiere hatte der Verwalter seine eigene geräumige Wohnung hergegeben und sich eine Schlafstätte im Schlosse bereitet. Die Nacht war für alle Bewohner von Rudenthal unruhig vergangen, da die Franzosen auch von Zeit zu Zeit Patrouillen schickten und das Anrufen sich fortwährend hören ließ. Im Dorfe herrschte eine große Aufregung und die Schenke war bis tief in die Nacht stark besucht, es fielen drohende Redensarten, und wenn das Fräulein von Goldenau wirklich dem Dorfrichter den Befehl gebracht hätte, die Sturmglocke läuten zu lassen, so wären die Bauern den Franzosen zu Leibe gegangen. Viele waren auch mit guten Büchsen versehen, wie es auf den Bergen, wenn auch nicht erlaubt, doch häufig der Fall ist, und das Uebergewicht der französischen Waffen hätte sich beim Kampfe nicht fühlbar gemacht. Der Pastor, welchem die drohenden Vorzeichen gemeldet worden, hatte sich endlich bewogen gefühlt, durch persönliche Vorstellungen den Sturm noch vor dem Ausbrechen zu beschwören, es hatte ihn jedoch viele Worte gekostet.

Am frühen Morgen riefen die Clairons mit hellem Signal die Soldaten zum Dienst. Die Compagnie trat an, die Feldwache wurde eingezogen, auch die äußersten Posten um den Schloßbezirk, nur die an den Eingängen des Schlosses blieben stehen. Dann erhielt der Capitain vom Obersten Rodier seine Instruction für die Absuchung der Umgegend von Rudenthal. Er war zwar schon selbst überzeugt, daß sie fruchtlos sein werde, denn wenn der General mit dem zu verhaftenden ehemaligen westfälischen Officier beinahe zwei Stunden vor der Ankunft des französischen Detachements ausgefahren war, so hatte Letzterer viel Zeit gehabt, sich durch eilige Flucht zu retten. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, den General sofort bei seiner Rückkehr zu einer Aussage zu nöthigen, welche Richtung der Flüchtling genommen, so hätte dieser bei seinem bedeutenden Vorsprunge von Infanterie nicht mehr eingeholt werden können. „Dieser überkluge Rochefort!“ sagte Rodier zu dem Capitain, als dieser ihm jene Bemerkung machte. „Ich drang darauf, mir wenigstens sechs Husaren mit einem intelligenten Brigadier mitzugeben, Rochefort wußte aber den General zu bestimmen, daß dieser es abschlug und mich fragte, ob ich nicht auch ein Paar Kanonen haben wollte, um die formidable Position des Kasseler Damenjägers zu forciren. Fast hätte er mir sogar nur eine Section Voltigeurs mit-

gegeben — der Kaiser, wenn ihm die Sache gemeldet würde, könne es ungnädig aufnehmen, wenn ihr so viel Wichtigkeit beigelegt werde, auch sei es Sein Wille, die kleinen deutschen Fürsten mit den größten Egards zu behandeln, weil sie dadurch an ihn gefesselt und mit ihrer Gesammtheit die größeren in Schach gehalten würden. Der deutsche Pedant, der uns mit langem Zopf begleitete, wollte diese Egards noch weiter getrieben haben, ich konnte mich aber nicht darauf einlassen; mag er bei seinem Serenissimus über mich klagen; er ist nun abgereist, ich bin froh, daß ich ihn los bin. Lassen Sie denn Ihre Patrouillen in allen Richtungen abmarschiren, man hat mir von Steinbrüchen und Waldungen, auch von einem Försterhause erzählt, wo der Westfale sich etwa noch verborgen halten könnte — ich glaube es aber nicht, es wäre zu dumm! Sie haben doch allen Patrouillenführern eine bestimmte Stunde angegeben, wann sie umkehren sollen?"

„Ja, mein Oberst. Aber es wird schwierig sein, da Mehrere keine Uhr besitzen."

„Die beste Uhr trägt jeder Soldat im Magen!" witzelte Nodier. „Es kommt hier gar nicht darauf an, denn die Jagd wird vergeblich sein. Ich ordne sie nur an, um Alles gethan zu haben. Zu Mittag erwarte ich Ihre Meldungen, Capitain Poutre."

Der Vormittag wurde dem Obersten ungemein

lang, er hatte sich vom Verwalter Schreibzeug geben lassen und setzte seinen Bericht bis dahin auf, dann ging er, die Wachsamkeit seiner Posten zu prüfen, denen aufgetragen war, den General von Wallhausen, dessen nicht zu verkennende Persönlichkeit ihnen genau bezeichnet worden, nicht passiren zu lassen. Im Schlosse war Alles still, an den Fenstern hatte sich, wie die Posten meldeten, Niemand gezeigt, von der Dienerschaft waren Einige herausgekommen, was ihnen freistand, und ihren Geschäften nachgegangen. Oberst Rodier ging langsam an der Front des Schlosses vorüber und spähte mit scharfen Blicken nach den Fenstern hinauf, ob er nicht eine von den Damen bemerken könne; dies schöne junge Mädchen hatte so viel Lebhaftigkeit und Esprit gezeigt, als sei sie eine Französin, allerdings aber keine so gute Gesinnung, wie die alte Dame, welche der großen Nation offenbar zugethan war. Weder die Eine noch die Andere ließ sich jedoch sehen, und der Oberst richtete seine Schritte nach dem Schloßgarten, wo er am Borkenhäuschen eine Weile saß, auf einer Insel des Grenzstromes, die vielleicht streitiges Land war. Das unfreundliche Wetter, das über Nacht angefangen hatte, ließ ihn jedoch bald wieder sein Hauptquartier suchen, und er verwünschte den Diensteifer des Capitains, der die Absuchung der Gegend, welche

doch kein Resultat bringen konnte, mit einer verzweifelten Gründlichkeit zu betreiben schien.

Endlich kam die erste Patrouille zurück, ihr folgten nach und nach die anderen, und Capitain Poutre meldete, daß keine Spur des Entflohenen gefunden worden sei, daß sich aber unter dem Landvolk eine entschieden abgeneigte Gesinnung gezeigt und ein Soldat der Compagnie bei der Durchforschung der Steinbrüche einen unglücklichen Fall gethan habe, der ihm den Fuß verrenkt.

„Requiriren Sie einen Wagen,“ befahl der Oberst, „und commandiren Sie einen zuverlässigen Sergeanten, der meinen Bericht nach Erfurt bringen soll. Ihren Kranken können Sie mitschicken, wenn er transportabel ist.“ Es war ihm gleichgültig, ob in irgend einer Weise schon für den armen Menschen gesorgt sei oder nicht. Menschen standen nicht hoch im Werth, der Ersatz der Armeen des Kaisers war unerschöpflich.

Der Oberst schrieb seinen Bericht zu Ende, betonte, daß ihm einige Reiter zum Eclairiren und später zur Verfolgung des Entflohenen allerdings sehr nützlich gewesen wären, stellte die Mitschuld des Generals von Wallhausen an der Flucht, vielleicht auch an den strafbaren Umtrieben des ehemaligen westfälischen Officiers in scharfen Worten dar und bat um Verhaltungsmaßregeln, da er sich nicht für ermächtigt halte, den General, der ein fremder Un-

terthan sei, ohne ausdrücklichen Befehl als Arrestanten nach Erfurt abführen zu lassen. Einstweilen habe er ihn, bis eine weitere Ordre eingehe, in seinem Schlosse consignirt. Zum Schlusse deutete er noch die schlechte Gesinnung der hiesigen Einwohner an, welche er dem Einflusse ihres Gutsherrn zuschrieb, und versprach, über die betreffenden Verhältnisse noch genauere Erkundigungen bei dem Manne einzuziehen, der im französischen Interesse in der Gegend so thätig sei und dessen Angaben sich bisher immer bestätigt hatten.

Mit diesem Bericht und dem armen Soldaten, an dessen verrenktem Fuß in Ermangelung eines Arztes ungeschickte Hände schon heilkünstlerische Versuche gemacht hatten, fuhr ein Sergeant, als Ordonnanz commandirt, ab, und der Oberst berechnete die Zeit, binnen welcher ihm neue Befehle zugehen konnten. Diese Zeit sollte ihm lang werden. Einstweilen schärfte er dem Capitain ein, die beste Disciplin zu halten, er hatte nicht vergessen, was ihm beim Aufbruch von Erfurt als des Kaisers Wille in Bezug auf die kleinen deutschen Fürsten erklärt worden war: Rücksichtslosigkeit gegen dieselben, wie gegen alle Mitglieder des Rheinbundes, blieb nur dem hohen Protektor vorbehalten.

Auch der General von Wallhausen hatte schon am frühen Morgen einen Bericht angefangen, der als

eine Beschwerdeschrift über die ihm widerfahrene Unbill zunächst an die beiden Fürsten, deren Unterthan er durch die eigenthümliche Lage seines Gutes war, gerichtet werden sollte. Wenn er wirkungslos blieb, und die Fürsten ihm kein Recht verschaffen wollten oder konnten, so war er entschlossen, sich unmittelbar an den Kaiser Napoleon zu wenden: das Gouvernement von Erfurt glaubte er übergehen zu können. Er wurde jedoch verhindert, sein Schreiben auch nur im Concept zu Ende zu bringen, da er sich ernstlich unwohl fühlte. Die Erlebnisse des gestrigen Abends und ihre Nachwirkungen in seiner stolzen Seele, die um so stärker waren, als er sie mit Aufbietung aller Geisteskraft selbst vor den Augen der Seinigen zu verbergen strebte, hatten ihn krank gemacht. Lodoiska war die Erste, welche die Zeichen davon trotz aller Selbstbeherrschung von seiner Seite bemerkte, sie schickte, ohne ihn oder auch nur die Tante zu fragen, einen Wagen nach dem nächsten Städtchen ab, um den Arzt, der für die Zeit ihres Aufenthaltes in Rudenthal Hausarzt der Familie war, holen zu lassen. Die Wachen setzten dem kein Hinderniß entgegen, sie überzeugten sich nur, daß nicht etwa der Gutsherr, in dessen Person sie sich nicht irren konnten, das Schloß verlasse. Tante Breitung, als sie den eigenmächtigen Schritt der Nichte nachher erfuhr, lobte sie deshalb, da sie sich selbst von der erlebten Alteration

sehr angegriffen und ärztlichen Beistandes bedürftig fühlte.

„Ach, Lolo, was soll daraus werden!“ seufzte sie. „Wäre es nach mir gegangen, so hätten wir das Unglück nicht erlebt! Hat Riedleben sich Etwas zu Schulden kommen lassen, so mußten wir ihn nicht zu uns einladen, uns nicht auch compromittiren. Der ehrliche Mann, der es gut mit uns meint, hat mir eine ganz richtige Parole gegeben: Ami de la France! Wer die heut zu Tage nicht hat, ist verloren!“

„Lieber mit Ehren untergehen, als die Peitsche küssen!“ entgegnete Lodoiska.

„O Je, Du unvorsichtiges Kind!“ rief die Tante erschrocken. „Hast Du denn vergessen, daß Schildwachen vor unserer Thüre stehen? Kann nicht eine davon Deutsch verstehen?“

„Du wolltest mir noch eine Entdeckung mittheilen, die Du gemacht hast,“ sagte Lodoiska, ohne die Besorgniß der Tante zu würdigen. „Das Billet, das der Großpapa gestern bekommen!“

„Hier ist es,“ erwiderte die Breitung. Sie hatte es auf irgend eine Weise in die Hand bekommen, Lodoiska fragte jetzt nicht danach, sondern las die Zeilen aufmerksam.

„Eine Warnung — der Großpapa ist dadurch bewogen worden, mit Riedleben fortzufahren!“

sprach die Breitung. „Ahnst Du, wer diese wohlgemeinten Worte geschrieben hat?"

„Ich kann es mir nicht denken," erwiderte Lodoiska, als sie zu Ende gelesen hatte.

„Kein Anderer, als der gute Hille!" sagte die Tante.

„Hille?!" rief Lodoiska, trotz der ernsten Angelegenheit auflachend. „Französisch?"

„Gerade deswegen! Hille ist ein sehr gebildeter Mensch, er spricht recht gut Französisch, denn er ist lange in Frankreich gewesen, ehe er nach Weimar zu Goethe kam. Er gab mir ja schon eine Warnung, man solle sich nicht opponiren, sondern stillhalten und am besten gleich die Parole geben: Ami de la France! Dies Billet hier ist ganz gewiß von ihm: er kommt überall herum und hört Dinge, die kein Anderer erfährt, also hat er auch von der Gefahr gehört, die uns droht, und durch einen sicheren Mann die zweite Warnung direct an Deinen Großpapa abgeben lassen. Wir können ihm sehr dankbar sein, denn ohne sein Billet wäre Riedleben jetzt gefangen."

Lodoiska schüttelte den Kopf und blickte noch einmal in das Blatt. „Mir ist, als hätte ich diese schlechte Handschrift schon einmal gesehen, nur kann ich mich daraus nicht besinnen, wo."

„Das glaube ich schon, Hille notirt sich in seinem Buche Manches mit französischen Buchstaben.“

„Werde ich die Notizen des Büchermannes durchsehen?“ rief das Mädchen unwillig. Die Tante ihrerseits sah Alles durch, was in ihren Bereich kam, offen und heimlich, sie fand daher den Unwillen ihrer Nichte lächerlich, doch ließ sie sich nicht darauf ein, eben so wenig sagte sie ihr die Wahrheit, als Lodoiska sie fragte, wie sie zu dem Billet gekommen. „Der Großvater hatte es in seinem Schlafzimmer liegen lassen,“ antwortete sie. „Die Hausmagd hat es gefunden und mir gebracht — ich konnte es ihm noch nicht zurückgeben, da er unwohl ist und Niemand zu ihm kommen darf, den er nicht rufen läßt.“

Eben erschien aber Friedrich und beschied Lodoiska zu dem Kranken, der sie zu sprechen wünsche.

„Ja,“ sagte die Tante auf Lodoiska's stumme Frage wegen des Billets, das sie in der Hand hielt. „Nimm es mit. Aber meine Vermuthung behalte für Dich.“

Lodoiska fand ihren Großvater aufrecht in seinem Stuhle sitzen, sein Gesicht war ungewöhnlich geröthet und sein Auge hatte einen fieberhaft unruhigen Blick. — „Was machen die Franzosen?“ fragte er die Eintretende. Sie erzählte, was sie wußte. Vom Fenster ihres Zimmers im oberen Stock hatte sie die Streiftrupps in verschiedener Richtung ausziehen und

mehrere auch zurückkommen sehen. Der General nickte, ein halbes Lächeln umspielte seinen Mund.

„Stehen die Posten noch an unserer Thüre?“ fragte er dann. Sie bejahte es und fügte hinzu, daß ein Wagen requirirt und mit zwei Soldaten abgefahren sei, wohin, war nicht gesagt worden.

„Es könnte möglich sein, Lolo,“ sprach der alte Herr darauf mit erregtem Tone, „daß die brutale Gewalt sich nicht damit begnügte, mich hier als Arrestanten zu behandeln, sondern sich das Recht anmaßte, mich nach Erfurt abzuführen. Sei ruhig, Kind, mir kann nichts geschehen! Je größer die Unverschämtheit, die sie sich erlauben, um so eclatanter wird die Satisfaction sein, die sie mir geben müssen. Ich fühle mich aber jetzt ein wenig indisposé, und es wäre mir sehr unangenehm, wenn das für sie ein Hinderniß würde, ihre Absicht unverweilt auszuführen: sie könnten glauben, daß es meinerseits nur ein schwächlicher Vorwand sei. Rufe mir doch die Mamsell oder sprich selbst mit ihr, sie soll mir irgend einen Kühltrank oder was sie für ein Hausmittel hat, zubereiten.“

Lodoiska gestand, daß sie auf eigene Hand nach dem Arzte geschickt habe, sie glaubte deshalb gescholten zu werden, der Großvater sagte aber nur: „Du hältst mich wohl schon für einen Candidaten des Todes? Es ist mir indessen ganz lieb, daß Du geschickt hast, ich habe jetzt keine Zeit, krank zu sein.“ Sie reichte

ihm nun das Billet, das ihr die Tante gegeben, und wiederholte die Erklärung, welche diese über den Fund beliebt hatte.

„Das ist nicht wahr," sagte der General. „Sie wird wieder einmal meine Rocktaschen visitirt haben. Du hast den Zettel gelesen? Was denkst Du dazu?"

Sie verschwieg die Vermuthung der Tante über den Schreiber des Billets, weil sie dieselbe für zu unwahrscheinlich hielt. Doch konnte sie sich nicht versagen, ihre eigene Idee, daß sie glaube, die Handschrift schon irgendwo gesehen zu haben, dem Großvater auszusprechen; sie bat ihn, das Billet, das ja nun keine Wichtigkeit mehr habe, an sich nehmen zu dürfen, vielleicht besinne sie sich bei öfterer Betrachtung noch, wo sie diese schlechten Schriftzüge schon gesehen habe. Der General gab ihr das Blatt zurück, sie prüfte dasselbe nochmals, sann eine Weile nach und steckte es dann zu sich. „Kann es von Herrn von Odry sein?" fragte sie.

„O nein!" erwiderte der Großvater. „Der schreibt sehr hübsch und würde sich genannt, am allerwenigsten seine Handschrift verstellt haben. Es ist nach meiner Meinung allerdings ein Franzose, der dies Billet geschrieben hat, gewisse Endbuchstaben mit eigenthümlichem Schnörkel ahmt kein Fremder nach. Ich begreife nur nicht, welcher Franzose, Odry ausgenommen, ein Interesse an uns nehmen könnte."

„Das Geheimniß wird sich hoffentlich aufklären, wenn es hier noch zu einem Eclat kommen sollte. Doch glaube ich das nicht, der Polizeidirector, der sich bei den Uebergriffen der Franzosen gleich von ihnen losgesagt hat, wird schon den Fürsten bestimmen, sich unserer anzunehmen, und wenn der Herzog von Weimar erst erfährt, was man sich hier erlaubt hat, so wird er energisch auftreten, er ist ja preußischer General gewesen.“ Immer trat in Lodoiska das preußische Soldatenkind hervor.

Der Großvater schien ihr Vertrauen nicht zu theilen, er fühlte auch zu arges Kopfweh, um die Angelegenheit, die ihn geistig quälte, weiter zu besprechen. Lodoiska bat ihn, sich bis zur Ankunft des Arztes wieder zn Bett zu legen, das wies er aber ab und lehnte sich nur in seinen Sessel zurück, wo er mit geschlossenen Augen ruhte, während seine Enkelin nicht von seiner Seite wich und seine unruhigen Athemzüge bewachte. Friedrich, der einmal auf Befehl der Frau von Breitung mit einer Anfrage erschien, wurde von Lodoiska mit einer sehr beunruhigenden Antwort abgefertigt. Endlich traf der Arzt ein und fand schon darin ein bedenkliches Zeichen, daß der Kranke so ungewöhnlich sanftmüthig war, seine Fragen beantwortete und sich seinen Anordnungen fügte. Vorerst mußte er sich zur Ruhe legen, über seine Krankheit konnte sich der Arzt nach den Symptomen,

die er bis jetzt wahrgenommen hatte, noch nicht aussprechen, doch hielt er es nicht für unmöglich, daß sich ein Nervenfieber entwickeln könne. Auf den sehr klaren und verständigen Brief des Fräuleins von Goldenau, der ihn einlud, herzukommen, hatte er sich schon mit einiger Medicin versehen können, die auch nun so ziemlich paßte, andere verschrieb er, nachdem er den Kranken mehr beobachtet hatte, und ein zweiter Bote ging nach der Stadt, das Recept machen zu lassen.

„Eine verstellte Krankheit!" sagte der französische Oberst, als er davon hörte. „Excellenz wollen die Reise nach Erfurt nicht so schnell wieder zurückmachen, ich bedauere aber, darauf keine Rücksicht nehmen zu können, sobald mir der Befehl zugeht, ihn zu bringen."

Dieser Befehl ließ jedoch auf sich warten, mehrere Tage vergingen, ohne daß auch nur der Wagen zurückkehrte. „Hier sind Zwischenfälle eingetreten," sagte der Oberst zu den übrigen Officieren, welche sich in dieser Cantonnirung schmerzlich langweilten, da ihnen das Schloß ein verbotenes Terrain blieb. „Man scheint in Erfurt nicht zum Entschluß kommen zu können, gewiß hat dieser deutsche Ritter vom Zopfe seinen Herrn und dessen unbefragten Nachbar in Harnisch gegen uns gebracht, und der General ist in Verlegenheit, ob er mich desavouiren soll. Wir können nichts thun, als abwarten, meine Herren."

Endlich kam der abgeschickte Sergeant mit dem Wagen zurück und brachte ein großes dienstliches Schreiben; dasselbe enthielt aber nichts Anderes, als was der Oberst schon zu den Officieren gesagt hatte: Abwarten! Bis auf weitere Ordre, welche so bald als thunlich erfolgen werde, solle Rudenthal besetzt bleiben und der General von Wallhausen ersucht werden, sich nicht zu entfernen. Rodier stieß einen ziemlich gemeinen Fluch aus — sein Kaiser konnte das bekanntlich auch! — und wiederholte das Wort ersuchen, das ihm besonders anstößig war. „Warum nicht lieber allerunterthänigst bitten?" rief er. „Diese Deutschen, die wir zu Boden geworfen haben, die unsere Sclaven sein müßten, werden wir bald um Verzeihung anflehen müssen, daß wir überhaupt existiren." Er befahl dem Capitain, die Wachsamkeit am Schlosse zu verdoppeln, dadurch allein könne der Gutsherr, der sich wahrscheinlich krank stelle, um seine Aufseher sicher zu machen und heimlich zu entfliehen, daran gehindert werden. An eine Ausführung des erhaltenen Befehls nach dem Wortlaute dachte er nicht, es wäre auch unmöglich gewesen, das „Ersuchen" an den General gelangen zu lassen, denn er war ernstlich erkrankt.

Wiederum vergingen einige Tage, da traf ein höherer Officier, vom Gouverneur von Erfurt gesendet, in Rudenthal ein, er überbrachte dem Ober-

sten Nodier den schriftlichen Befehl, mit der Compagnie des 17. Regiments sofort abzumarschiren: das Schreiben enthielt noch eine strenge Rüge, daß er seine Instruction eigenmächtig überschritten, das Gebiet eines dem Kaiser alliirten Fürsten verletzt und eine Person von Rang und wohlbegründetem gutem Ruf auf bloßen Verdacht hin ihrer Freiheit beraubt habe. Braunroth im ganzen Gesicht las der Oberst diesen Tadel, wo er Lob verdient zu haben meinte, und wandte sich dann an den Ueberbringer, der ihn mit gekreuzten Armen während der Lectüre beobachtet hatte.

„Sie sind Schuld, daß mein Auftrag nicht erfüllt werden konnte!" sagte er heftig. „Hätten Sie dem General nicht ausgeredet, mir die Husaren, um welche ich bat, mitzugeben, so säße mein Arrestant jetzt schon hinter Schloß und Riegel in Kassel. Ich werde Sie als den Urheber des Fehlschlags nennen, mein Herr!"

Der Stabsofficier zuckte stolz und kalt die Achseln. „Thun sie das!" erwiderte er. „Der General fragte mich nach meiner Meinung, diese sprach ich aus und werde sie vertreten. Voltigeurs, geschickt geführt, sind in vielen Fällen besser verwendbar als Cavallerie. Ich empfehle mich Ihnen, ich habe noch ein anderes Schreiben des Gouverneurs zu bestellen."

„Sie werden mir Rede stehen für Ihre Kritik meiner Führung!" rief der Oberst wüthend.

„Sehr gern — in Erfurt, mein Herr Oberst," antwortete der Stabsofficier und verließ das Zimmer.

„Dieser Aristokratenbrut schwillt wieder der Kamm!" rief Rodier zu dem Capitain gewandt, der ein Zeuge des Auftritts gewesen war. „Wir haben noch viel zu wenig laternisirt und guillotinirt — bis auf das letzte Kind hätte sie vertilgt werden müssen, die rothe Jakobinermütze, die Einige aus Feigheit aufsetzten, hätte keinen Einzigen schützen dürfen."

„Das ist nun zu spät, mein Oberst," erwiderte der Capitain. „Werden Sie unserem Arrestanten seine Freiheit ankündigen lassen?"

„Wohl gar persönlich ankündigen, mich bei ihm entschuldigen?" tobte Rodier. „Ziehen Sie die Posten ein, das genügt. Ich werde in Erfurt schon mein Recht vertheidigen und ein Wort mit diesem adeligen Herrn Chef d'Escadron reden, verlassen Sie sich darauf, Poutre."

Der Stabsofficier, welchen der Gouverneur abgeschickt hatte, einen Befehl zu überbringen, den jeder Ordonnanzreiter eben so gut bestellt hätte, war aber außerdem noch mit einem Auftrage betraut, für welchen man gerade einen höheren Officier gewählt hatte. Er sollte dem General von Wallhausen — was Oberst Rodier so entrüstet von sich abgewiesen hatte — mit einer förmlichen Ehrenerklärung ankündigen, daß seine persönliche Freiheit, die nur aus Mißverständniß einen

Moment beschränkt worden, im vollsten Maße wieder hergestellt sei, und ihm zugleich ein bedauerndes Schreiben des Gouverneurs von Erfurt übergeben. Das war doch gewiß von französischer Seite in den Tagen, wo die Macht des Kaisers so hoch stand, eine überraschende Nachgiebigkeit gegen die Reclamationen, welche zwei deutsche Fürsten wegen der Vorfälle in Rudenthal, der eine von ihnen allerdings mit großer Energie, erhoben hatten. Vielleicht war die Muthmaßung richtig, daß gegen die kleineren deutschen Fürsten eine besondere, für sie schmeichelhafte Rücksichtsnahme in geheimen Instructionen vorgeschrieben war, vielleicht auch bestimmte den Gouverneur eine andere Erwägung, die sich auf die großartige Manifestation der kaiserlichen Machtverhältnisse bezog, deren Schauplatz noch in diesem Jahre nach eingegangenen, vorläufig noch nicht zu veröffentlichenden Vorbereitungs-Befehlen Erfurt sein sollte: Dabei mußten alle Rheinbundsfürsten figuriren und keiner in schlechter Laune sein.

Der Stabsofficier hatte wohl von der Krankheit des Generals von Wallhausen gehört, derselben aber auch keine Bedeutung beigelegt, er beauftragte daher den Diener, den er, in das Schloß getreten, rufen ließ, seinem Herrn einen französischen Officier zu melden, welcher Seiner Excellenz eben so erfreuliche, als ehrenvolle Nachrichten zu bringen und ein Schrei-

den des kaiserlichen Gouverneurs von Erfurt zu überreichen habe. Der Diener, welcher zu lange in einem vornehmen Hause gewesen war, um nicht Französisch zu verstehen und sich nothdürftig darin auszudrücken zu können, erwiderte, daß Seine Excellenz schwer krank sei und Niemand empfangen könne, und betheuerte das, als er den Zweifel des Officiers sah, in einer Weise, daß dieser ihm Glauben schenken mußte.

„So melden Sie mich der Dame, welche dem Hause vorsteht," sagte der Officier dann.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" fragte Friedrich.

„Es wird genügen, wenn Sie mich als kaiserlichen Officier melden."

Frau von Breitung war schon in großer Aufregung: Lodoiska hatte aus dem Fenster bemerkt, daß die Schildwachen an der Thüre von einem Corporal ohne Ablösung abgerufen worden waren, die Meldung Friedrich's brachte sie ganz aus der Fassung. „Was soll das werden, Lolo?" rief sie. „Du willst mich doch nicht allein lassen? Ich bitte Dich, bleib' hier, Du hast mehr présence d'esprit als ich!"

Lodoiska entschloß sich denn zu bleiben, und der französische Officier erhielt die Erlaubniß einzutreten. Er war ein schöner Mann von ritterlichem Anstande

in Kürassier-Uniform — Lodoiska sah betroffen auf, denn sie erkannte ihn auf den ersten Blick: ihre Tante war noch so verwirrt, daß es ihr vor den Augen nebelte, als aber der Officier das erste Wort sprach, sich einzuführen, blickte auch sie verwundert auf und rief: „Herr von Rochefort!"

„Ich freue mich, die Ehre zu haben, von Ihnen noch nicht vergessen zu sein," sagte Rochefort. „Mich hat das glückliche Loos getroffen, der Ueberbringer angenehmer und ehrenvoller Nachrichten an Seine Excellenz zu sein, ich höre aber zu meinem lebhaften Bedauern, daß der Herr General krank ist und mich nicht selbst empfangen kann. So habe ich denn die Kühnheit gehabt, mich bei Ihnen melden zu lassen und meinen Auftrag in Ihre Hände zu legen, bis Excellenz wieder so weit gekräftigt ist, ihn aus Ihrem Munde zu vernehmen."

Frau von Breitung lud ihn mit ihrem graziösesten Lächeln ein, Platz zu nehmen, beklagte die Krankheit ihres Onkels und erklärte sich bereit, die Bestellung an ihn zu übernehmen. Rochefort richtete in gewählten Worten die Ehrenerklärung für den General und die Ankündigung, daß seine Freiheit keiner Beschränkung mehr unterliege, an die Dame aus, welche Freudenthränen darüber vergoß, dann überreichte er ihr auch das Schreiben des Gouverneurs. Sie dankte ihm mit bewegter Stimme, und auch Lo-

doiska war von der glücklichen Wendung, welche er verkündigte, wie auch von seinem taktvollen Benehmen so erfreut, daß sie einen hellen freundlichen Blick für ihn hatte. Auf einmal erröthete sie, ihre letzte Begegnung mit ihm auf dem Gange zu ihrer Großtante im Ursulinerinnenkloster fiel ihr ein, und sie mochte sich wohl ein wenig schämen.

Er hatte ihr plötzliches Erröthen wohl bemerkt und deutete es sich vielleicht falsch. Auf die Fragen, welche Frau von Breitung jetzt reichlich an ihn richtete, gab er zuerst nur halbe Antworten, er schien zerstreut, mit anderen Gedanken beschäftigt zu sein, doch sammelte er sich schnell und stand der Dame nun befriedigend Rede, so weit er beantworten konnte, was sie von ihm wissen wollte. Daß die Truppen Rudenthal verlassen würden, und zwar noch heute, erfreute sie sehr, es that ihr nur leid, daß sie keine Auskunft erhielt, was eigentlich diesen günstigen Umschwung, auf den sie gar nicht mehr gehofft, bewirkt habe. Lodoiska's Auge, das prüfend auf ihm ruhte, begegnete dem seinigen und glaubte darin einen räthselhaften Ausdruck zu bemerken, fast wie eine freudige Befriedigung. Er benutzte den Moment, um sein Wort auch an sie zu richten, entschuldigte sich, daß bei der Begegnung in der engen Straße sein unruhiges Pferd, über das er einen Moment die Herrschaft verloren, sie erschreckt habe, und wünschte ihr die bal-

dige Genesung ihres Großvaters, da er wisse, wie sehr ihr Herz an ihm hänge. Sein Wesen schien sich völlig verändert zu haben, keine Spur mehr von dem Benehmen, das sie im letzten Concert durch seine rücksichtslose Huldigung verletzt hatte, er war artig und achtungsvoll, aber ganz unbefangen gegen sie.

Die Tante lud ihn ein, ihr Gast zu Mittag zu sein, er nahm es an, und die Stunden, welche er noch in Gesellschaft der Frauen in Rudenthal zubrachte, vergingen selbst Lodoiska trotz ihres Vorurtheils sehr angenehm. Zuletzt kam auch der Arzt, der den Kranken heut etwas fieberfreier fand, so daß er hoffte, es werde sich vielleicht gar keine gefährliche Krisis mehr einstellen, oder sie habe schon unbemerkt stattgefunden und sei glücklich vorübergegangen. Diese Hoffnung stimmte Lodoiska so froh, daß sich Rochefort bei seinem Abschiede nicht über Unfreundlichkeit beklagen konnte.

„Du mußt doch zugeben," sagte die Tante, als sie mit Lodoiska wieder allein war, „daß ein französischer Officier und Edelmann ganz andere Manieren, mehr Liebenswürdigkeit und Geist besitzt, als ein Deutscher, namentlich einer von Deinen steifen, trockenen Preußen je erreichen kann. Ich trete damit Deinem Bräutigam nicht zu nahe, der ist kein Preuße —"

„Tante Breitung," unterbrach sie Lodoiska mit einem unmuthigen Blicke, „das ist ein nutzloses

Reden. Ein ächter Preuße hat für jene Eigenschaften, die Sie rühmen, ganz andere Vorzüge, welche ihn hoch über alle anderen Nationen heben! Sie werden bald wieder im hellsten Lichte strahlen, wenn diese Zeit der Prüfung überstanden ist."

Achtes Capitel.

In Ungewißheit.

„Hüten Sie sich, in Zukunft falsche oder unsichere Angaben zu machen.“

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, meine Angaben waren ganz sicher . . .“

„Schweigen Sie. Die Nachricht, daß der Flüchtling den ganzen Sommer dort zubringen werde, war falsch — informiren Sie sich ein andermal besser!“

„Es war bestimmt, daß er den ganzen Sommer dort bleiben sollte; er muß aber Wind bekommen haben.“

„Sie behaupteten ferner, daß er nicht das Weite gesucht, sondern sich noch in der Nähe verborgen halte, bis unser Detachement abmarschirt und die Reise dann sicherer sein würde. Sie gaben auch die Schlupfwinkel an, in denen er etwa versteckt sein könnte, und das einzige Resultat, das die Absuchung

derselben ergeben, ist gewesen, daß sich einer unserer Braven das Bein gebrochen hat.“

„In dem anderen Schlupfwinkel aber, in dem Försterhause, ist er gewesen — der Förster hat ihm sein Pferd gegeben und einen Buben mitgeschickt, um das Thier zurück zu bringen, im nächsten Dorfe hat er sich dann einen Wagen genommen, freilich das Alles vor Ankunft Ihrer Voltigeurs. Er muß, wie gesagt, Wind bekommen haben, da kann ich nichts dafür.“

„Wissen Sie, was ein Doppelspion ist?“

„Ein Doppelspion? Was heißt das?“

„Ein Doppelspion ist eine falsche Canaille, die sich von beiden Seiten Geld zu verdienen sucht.“

„Gott im Himmelsthrone! Sie werden doch nicht glauben . . .?“

„Ich wiederhole Ihnen, hüten Sie sich! Wir wissen reelle Dienste gut zu bezahlen, aber eben so wissen wir auch Verrätherei streng zu bestrafen. Wenn Sie ermitteln können, wo sich der Flüchtling jetzt befindet, aber in Wahrheit, so ist Ihnen eine große Belohnung gewiß, und Sie stellen zugleich unser Vertrauen auf Sie wieder her.“

„Seine Excellenz der Herr General von Wallhausen könnten wohl die beste Auskunft darüber geben, wenn er dazu genöthigt würde. Ein kleines Verhör überhaupt —“

„Das geht Sie nichts an! Wir bedürfen Ihres Rathes nicht. Sie sollen uns nur sichere Nachricht bringen, wo der Flüchtling, an dessen Habhaftwerdung viel gelegen ist, sich jetzt aufhält — wie Sie das erfahren, ist Ihre Sache. Aber nur sichere Nachricht — bestätigt sie sich, so können Sie auf ein Extradouceur von 500 Francs rechnen."

Mit dem General von Wallhausen war also noch immer kein Verhör angestellt, wie er selbst doch erwartet hatte. Während seiner Krankheit war das freilich nicht möglich gewesen, aber seit er wieder genesen war, hatte er immer geglaubt, auf französische Requisition nochmals behelligt zu werden. Anhaltspunkte dazu fehlten ja nicht. Man konnte von ihm wissen wollen, inwieweit er von den Plänen des Mannes, dem er eine Zuflucht gewährt und die schnelle Abreise vor eintretender Gefahr gesichert hatte, unterrichtet gewesen, man konnte von ihm eine Aussage auf Ehrenwort verlangen, ob er den jetzigen Aufenthalt des compromittirten westfälischen Offiziers wisse. Wenn man ihn strafbar finden wollte, daß er einen notorischen Verschwörer gegen den Kaiser beherbergt und ihm fortgeholfen, so konnten ihn die beiden thüringischen Fürsten, seine Souveräne, nicht gegen ihren hohen Alliirten und Protector in Schutz nehmen. Aber es geschah nicht das Mindeste gegen ihn. Nach dem Abmarsch des französischen Detachements von

Rudenthal hatte der Arzt seine Cur dadurch unterstützt, daß er Frau von Breitung erlaubt hatte, den Kranken von der vollen Genugthuung, die ihm geworden war, in Kenntniß zu setzen und ihm das Schreiben des Gouverneurs von Erfurt, welches das gegen ihn aus mißverstandenem Diensteifer eingeleitete Verfahren mißbilligte, zu übergeben. Der Patient war dadurch wirklich geistig gehoben und dadurch auch in seiner Genesung wesentlich gefördert worden. Daß gerade der Major Rochefort zum Ueberbringen dieser Depesche commandirt worden war, gab ihm Anlaß, sich mit seiner Enkelin über den bewußten Vorfall vor ihrer Abreise nochmals auszusprechen. Der General hatte in so scharfen Ausdrücken an ihn geschrieben, daß Obry, Rochefort's Vetter, befürchtet hatte, es werde ernste Folgen haben, und statt dessen erschien Rochefort hier, um seinem Beleidiger eine Satisfaction in einer viel wichtigeren, dessen eigene Person betreffenden Angelegenheit zu bringen! War das ehrenvolle Schreiben des Gouverneurs von Erfurt die großmüthige Antwort auf das Billet-aigre, das der General Herrn von Rochefort geschrieben hatte?

„Das ist eine niaiserie, Bethche!" sagte der alte Herr in seinem früheren herben Tone, als seine Nichte diese Bemerkung machte. „Hat etwa der Herr Major dies Schreiben veranlaßt? Wenn er meine

Abfertigung ruhig hingenommen hat, so wird er sich wohl getroffen gefühlt haben!"

„Man kann nicht wissen, ob er nicht doch einen gewissen Einfluß auf den Gouverneur besitzt," antwortete Frau von Breitung. „Und daß er geschwiegen hat zu Ihren harten Worten, scheint mir doch aus einer sehr natürlichen Ursache erklärlich."

„Nun, dame de sagesse?"

„Aus seiner Liebe zu Lolo," erwiderte sie.

„Ah bah," versetzte der General. „In Liebesangelegenheiten bist Du freilich als vielerfahrene Kennerin besser bewandert als ich. — Wo ist Lolo?"

„Sie schreibt, glaube ich, an ihren Bräutigam. — Darf ich Ihnen, da Sie mir doch in Herzensangelegenheiten einiges Urtheil zutrauen, ganz offen eine Bemerkung mittheilen, die mir schon lange auf der Seele liegt?"

„Du seufzest ja, als wäre Dein eigenes Herz noch einmal im Spiele?"

„Das ist es auch, denn es betrifft unser Kind, wie ich Lolo wohl nennen kann! Ich fürchte, sie liebt Riedleben nicht."

„Unsinn! Warum hätte sie sich dann mit ihm verlobt? Sie ist doch nicht etwa überredet oder gezwungen worden?"

„Man täuscht sich oft selbst über die Regungen des eigenen Herzens," erwiderte die Breitung mit

einem neuen tiefen Seufzer. „Das wohlthuende Gefühl, sich ausgezeichnet, bewundert, geliebt zu sehen, die Erkenntlichkeit dafür, selbst das Mitleid mit den Gefühlen, die uns geweiht sind, halten wir oft für Liebe! Mon oncle, Sie dürfen mich nicht so spöttisch ansehen; Lolo's Lebensglück steht auf dem Spiele!"

„Hat sie Dir etwa confessions gemacht?" fragte er ironisch.

„Deren bedarf es nicht, ich habe meine Zeichen, in denen ich mich nicht irren kann. So zum Beispiel hat Riedleben ihr schon vor acht Tagen geschrieben, ich war dabei, als sie den Brief empfing, sie blieb kalt und las ihn gar nicht einmal in meiner Gegenwart, und erst heute denkt sie daran, ihn zu beantworten. Ich könnte Ihnen noch mehr sagen —"

„Das erlasse ich Dir! Lolo ist noch heut ihre freie Herrin. Du kannst ihr das sagen." Damit brach er ab. Sie wußte genau, wenn der Onkel ihre Gegenwart nicht länger wünschte, und ließ es selten darauf ankommen, daß er darüber deutlich wurde, auch heut verließ sie ihn, sobald sie den bewußten Ton hörte.

„Lolo, Dein Großpapa ist eigentlich schon jetzt ganz gesund," sagte sie, als sie mit Lodoiska zusammentraf. „Die Freundlichkeit und Milde, die uns so wohl that, ist wieder verschwunden, er hat die alte

Schärfe wieder, die sich wenig darum kümmert, ob er Einem weh thut."

„Mir war die Weichmüthigkeit, die so gar nicht in Großpapa's Charakter liegt, durchaus nicht wohlthuend," erwiderte Lodoiska, ich hielt sie für ein Zeichen der Krankheit." Christel trat ein und meldete den Büchermann.

„Der hat sich ja lange nicht sehen lassen!" sagte die Breitung. „Sonst hält er seine Zeit immer so pünktlich. Er soll hereinkommen." Lodoiska überließ die Tante ihrer angenehmen Beschäftigung des Bücherumtausches. Heut hatte sie aber mit Hille, der seit dem Ueberfall der Franzosen nicht hier gewesen war, noch etwas Anderes zu besprechen, sie mußte Gewißheit haben, ob die Vermuthung, die sie gegen die ungläubige Lolo geäußert hatte, richtig sei. Es war natürlich, daß sie mit dem Manne, der so viel in ihrem Hause war, und demselben immer seine Anhänglichkeit gezeigt hatte, zuerst von den Vorfällen sprach, die sich hier ereignet hatten, dann klopfte sie auf den Busch. Hille wollte sie aber durchaus nicht verstehen, er machte ein Gesicht, als wisse er gar nicht, wovon sie rede, und sie mußte sich deutlicher ausdrücken, wenn sie sein Geständniß haben wollte. Daß er es endlich nicht vorenthalten werde, war sie überzeugt, die Sache machte ihm ja alle Ehre.

„Nicht wahr, Sie können auch Französisch schreiben, Hille?" fragte sie plötzlich mitten im Gespräch.

„I nu, so'n Bischen —" antwortete er mit verwunderter Miene. „Es ist aber nicht weit her."

„Machen Sie keine Sperenzien weiter!" brach nun die Dame los. „Sie haben das Billet an meinen Onkel geschrieben."

Hille riß die Augen auf, so sehr konnte er sich verstellen. „Ein Billet an Seine Excellenz? Was für'n Billet?"

„Wie er thut! Ich weiß es, daß Sie das Billet geschrieben haben, Sie meinen es ja so gut mit uns und brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie meinen Onkel gewarnt haben. Oder fürchten Sie etwa, daß ich es ausplaudern und Sie für Ihre gute Absicht an die Franzosen verrathen könnte?"

Hille hatte seine verschmitzten Augen niedergeschlagen und schluckte ein Paarmal, ehe er eine passende Antwort fand. „Ja, die Franzosen spaßen nicht," sagte er. „Ich möchte schon nichts thun, weswegen sie mich bei den Ohren kriegen könnten. Was stand denn in dem Billette, das ich absolut geschrieben haben soll?"

„Na, Hille, Sie treiben die Verstellung zu weit! Hätte ich es noch, so würde ich es Ihnen unter die Augen halten, und dann sollten Sie mir's noch ableugnen. Ich weiß aber nun schon, woran ich bin, Sie brauchen weiter nichts zu sagen. Einstweilen

danke ich Ihnen sehr, es kam gerade noch zu rechter Zeit, daß mein Onkel anspannen lassen konnte, um ihn aus dem Wege zu schaffen, ehe sie kamen.“

„Wer hat denn den Zettel jetzt?“ fragte der Büchermann.

„Sein Sie ganz ruhig, er ist nicht in unrechte Hände gekommen. Meine Nièce hat ihn an sich genommen, weil sie glaubt, sie hat die Handschrift schon früher einmal gesehen, das kann schon möglich sein, Hille, nicht wahr?“

„Ja, wie soll ich das wissen! Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, gnädige Frau. Daß ich es mit Hochdero Hause gut meine, ist schon richtig, ich habe ja auch hier so viele Wohlthaten genossen. Also ist es mir lieb, daß der Zettel noch zu rechter Zeit kam. Ist der gnädige junge Herr denn nun auch an einem recht sicheren Orte? Die Franzosen haben allerwegen ihre Spione.“

„Er ist in Berlin, lieber Hille.“

„So, so! Nehmen Sie's nur nicht ungnädig, daß ich so neuschierig bin, es ist die pure Anhänglichkeit. Wenn der junge gnädige Herr in's Malheur gekommen wäre, hätt's mir sehr leid gethan. War ein so leutseliger Herr, der gewiß keinem Soldaten in seinem Leben einen Fuchtelhieb gegeben hat. Ich hätte unter ihm dienen mögen, wenn ich Soldat gewesen wäre.“

Frau von Breitung sagte lächelnd, daß es im

Dienst nicht ohne dem abginge, es gäbe zu heillose Burschen dabei, die nicht anders in Ordnung zu halten seien, dann nahm sie ihren Bücheraustausch vor, sehr befriedigt, daß sie ihrer Sache in Bezug auf die Warnung gewiß war und Lodoiska das sagen konnte. Sie nahm heut mehr Bücher als gewöhnlich, denn Hille benachrichtigte sie, daß er auch das nächste Mal nicht seine Zeit inne halten könne, da er zu einer Reise nach Leipzig genöthigt sein werde, um selbst am Platze neue Bücher einzukaufen.

Lodoiska war bei dem Großvater, der sie hatte rufen lassen. „Hast Du den französischen Major gesehen, der mir den frechen Gensd'armen vom Hofe schaffte und das Schreiben vom Erfurter Gouvernement überbrachte?" fragte er. „Es war derselbe, Du weißt schon."

„Herr von Rochefort," erwiderte Lodoiska, welche dies Gespräch gern abgebrochen hätte.

„Es ist mir unbegreiflich," fuhr aber der Großvater fort, „daß er dies Commando nicht unter irgend einem Vorwande abgelehnt hat. Gedrängt kann er sich dazu nicht haben, denn es mußte ihm ja peinlich sein, mir oder Dir zu begegnen. Wie benahm er sich?"

„Ganz wie ein Mann von Bildung," antwortete die Enkelin.

„Keine Anspielung? Keine Fortsetzung seiner Attentions, welche Dich so choquirt haben?"

„Er war artig, aber einer besonderen Attention kann ich mich nicht rühmen und — bin froh darüber."

„Lolo, mir ist ein Scrupel gekommen. Das Billet, auf das Du zornig Dein Füßchen gesetzt hast, war es auch wirklich von ihm?"

„Großpapa!" rief das Mädchen.

„Du hast es zerrissen, wie Deine Tante mir sagt, zerrissen, ohne es geöffnet und gelesen zu haben! Könnte es denn nicht von einem Anderen gewesen sein? Meine scharfe Reprimande wäre dann ganz ohne Grund, das beunruhigt mich — was müßte Rochefort von mir denken? Ich habe überdem nicht einmal ganz klar ausgesprochen, was er gethan haben sollte, um meinen gerechten Unwillen zu reizen. Wenn er das Billet nicht geschrieben hat, so konnte er das meinige nur auf die Auszeichnung beziehen, die er Dir geweiht hat, und, mon enfant, das würde mich in seinen Augen sehr lächerlich gemacht haben, denn wenn man überhaupt Gesellschaften besucht, wo französische Offiziere sind, so kann man es auch nicht übel nehmen, wenn man von ihnen bemerkt wird."

„Großpapa, es ist ganz unmöglich, daß das Billet von einem Anderen gewesen ist, als von ihm."

„Und wenn das auch richtig wäre, weißt Du, was es enthalten hat?"

„Fadaisen, schriftlich wiederholt, was mündlich nicht angenommen oder beachtet wurde."

Lodoiska schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen, dann sagte sie mit Erröthen: „Ich will Ihnen gestehen, Großpapa, warum ich beschwören kann, daß das Billet von Rochefort gewesen: er hat mir gesagt, daß er mir schreiben würde. — Im Concert,“ fuhr sie schneller und in Verwirrung gerathend fort, als sie den strengen Blick ihres Großvaters bemerkte: „Er benutzte einen Moment, wo Tante Breitung mit anderen Damen während einer Pause der Musik in lebhafter Unterhaltung war und bat mich leise um Gehör, er habe mir Etwas zu sagen, das für sein ganzes Leben entscheidend sein könne. Natürlich wies ich ihn in seine Schranken; was ich gesagt, weiß ich nicht mehr, es waren nur ein Paar Worte, aber sie demüthigten ihn. So werde ich Ihnen schreiben, flüsterte er. Da fing die Musik wieder an.“

„Das klingt allerdings, als habe er Dir eine Liebeserklärung machen wollen,“ sagte der General.

„Er scheint jetzt von der Thorheit zurückgekommen zu sein,“ erwiderte Lodoiska.

„Es ist aber doch zu bedauern, daß sein Billet zerrissen worden ist, ohne seinen Inhalt zu kennen. Nach seinem Hiersein beunruhigt mich das — er hat feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Interessiren würde es mich auf jeden Fall sehr, zu wissen, was er damals geschrieben, mit welchen Illusionen er

sich geschmeichelt hat, daß eine Verbindung zwischen Dir und ihm möglich sei."

„Ich bitte Sie, grand papa!" rief Lodoiska.

„Enfin, die Sache ist vorbei," sagte der General. „Sprechen wir nicht weiter davon. Mein Brief hat ihn vielleicht zur Besinnung gebracht, und sein neuliches Hiersein in Dienstgeschäften, die mir eine so volle Genugthuung gaben, ist die Antwort darauf."

Lodoiska fand ihren Großvater durch die Krankheit auch verändert, die Freundlichkeit, welche Tante Breitung als ein Zeichen der Schwäche angesehen, hatte die Enkelin für ihre eigene Person auch früher von ihm genossen, aber er ließ sich jetzt zuweilen in eingehende Erörterungen ein, was er früher nie gethan hatte. Er fragte sie, nachdem er das Gespräch über Rochefort beendigt, nach ihrem Briefe an ihren Bräutigam, da er heut nach der Stadt schicke. „Du hast ihn etwas schmachten lassen," sagte er und sah Lodoiska forschend an.

„Er kann nicht früher eine Antwort erwartet haben," erwiderte sie ruhig.

„Bist Du fertig damit?" fragte er, und als sie das bejahte, sie habe nur noch eine kurze Nachschrift hinzuzufügen, wünschte er den Brief, sobald sie ihn geschlossen, zu haben, damit er ihn auf dem sicheren Wege, den er mit Riedleben verabredet hatte, an ihn gelangen lasse. Ihn offen unter dessen Adresse

zur Post zu geben, schien gefährlich, er selbst hatte den Vermittler angegeben, durch welchen er künftig Briefe trotz der überall thätigen geheimen Spione der Franzosen sicher erhalten könne, wie auch er nur durch den zuverlässigen Mann nach Rudenthal schreiben werde. — „Es ist eine böse Sache, daß man mitten in Deutschland solchen Tracasserien ausgesetzt ist," sagte der General. „Ein Ende ist gar nicht abzusehen: ich glaube nicht an alle die schönen Dinge, die sich Dein Riedleben ausmalt, ich glaube im Gegentheil, daß Napoleon einmal ganz Deutschland zu seinem Kaiserreiche schlagen wird, dann erst werden wir Ruhe haben."

Dieser Gedanke, noch mehr die Gleichgültigkeit, mit welcher der Großvater ihn aussprach, regte in Lodoiska's Seele einen wahren Sturm auf, doch bezwang sie ihn und antwortete nichts, nur ihre heiß erglühenden Wangen, ihre flammenden Augen und bebenden Lippen gaben Zeugniß davon. Der Großvater bemerkte diese Zeichen nicht, da er sich von der Enkelin abgekehrt hatte, als wolle er nichts weiter mit ihr sprechen. Erst nach einer langen Weile, die ihr Zeit gab, sich ganz zu beherrschen, fing er wieder an: „Hast Du Dir auch überlegt, Lolo, daß Deine Verheirathung sich jetzt noch sehr lange verzögern wird?"

„Ich — habe daran nicht gedacht," erwiderte sie.

„Riedleben wird sich vielleicht noch weiter ent-

fernen müssen, und es ist gar nicht abzusehen, wann er einmal zurückkommen darf. Ich glaube kaum, daß er amnestirt würde, wenn er auch darum bäte."

„Das wird er hoffentlich nie thun!" rief sie. „Es wäre Abfall, Verrath, Niedrigkeit der Gesinnung."

„Nimm Dich in Acht, Lolo! Du bist zu engagirt für Deine phantastischen Ideen. Wenn aber Riedleben, wie ich fürchte, eben so denkt, ist seine Rückkehr ganz unmöglich. Willst Du Deinen Brautstand auf lange Jahre ausgedehnt sehen?"

„Erlassen Sie mir die Antwort!" bat Lodoiska in großer Bewegung. „Quälen Sie mich nicht!"

„Ich will Dir's nur zu bedenken geben, pauvre enfant," sagte der Greis mit Herzlichkeit. „Besser ein vernünftiger Entschluß, der zum Guten führt, als ein langes rathloses Meditiren. Schicke mir nun den Friedrich."

Sie war froh, entlassen zu sein, sie eilte auf ihr Zimmer und brach in heiße Thränen aus. Die Gefühle, welche sie bewegten, waren so stürmischer, so widersprechender Art, daß sie in diesem Augenblicke so unglücklich war, wie sie nie für möglich gehalten, jemals werden zu können. Alle ihre Hoffnungen schienen zu schwinden, die festen Säulen ihres Vertrauens auf eine schöne Zukunft, nicht für ihr eigenes kleines Erdenschicksal, sondern für höhere und heilige Interessen, schwankten und drohten zusammen zu brechen, und

schwarze Wolken zogen herauf, den letzten Stern zu verhüllen, der noch trostreich geschimmert hatte. Es waren schwere Momente, welche das einsame Mädchen durchkämpfte, ehe sie wieder ihre Seelenstärke gewann. Dann schrieb sie noch einige Zeilen unter den Brief an ihren Verlobten, las ihre Worte durch, las auch seinen Brief, der ihr einen verstimmenden Eindruck gemacht hatte, wiederholt und schloß dann den ihrigen mit einem schmerzlichen Lächeln in das Couvert. Als sie das Fach ihres Tisches zuschieben wollte, fiel ihr ein anderes Blatt in die Augen, sie nahm es heraus und blickte zerstreut darauf hin, es war das Billet des unbekannten Warners, welches den Großvater bewogen hatte, Riedleben's ungesäumte Abreise zu betreiben. Sie hatte es mit Erlaubniß wieder an sich genommen, weil sie sich zu besinnen hoffte, ob und wo sie diese Handschrift früher schon einmal gesehen habe — auch heute kam ihr dieser Gedanke wieder, und sie bedeckte die Augen mit der Hand; plötzlich blickte sie auf, sah scharf die Schriftzüge an: „Das ist ja aber ganz unmöglich!“ dachte sie, das Spiel ihrer Phantasie verwerfend, und schloß das Billet wieder ein. Dann brachte sie ihren Brief dem Großvater, den sie völlig angekleidet, wie zu einem Ausgange, traf. Er wollte zum ersten Male wieder spazieren fahren, und Lodoiska sah ihn bittend an. „Nein!“ sagte er. „Du sollst mich heut

nicht begleiten. Deinen Brief werde ich expediren — hast Du noch Etwas auf dem Herzen?"

Sie hatte wohl Manches, das ihr das Herz schwer machte, aber wie innig sie auch an ihrem Großvater hing, ihm konnte sie das so wenig vertrauen, als der Tante, und nie vielleicht hatte sie schmerzlicher gefühlt, daß sie keine Mutter mehr hatte. Ihr stolzer Sinn überwand aber auch diese Schwäche, wie sie ihr Gefühl nannte, sie glaubte sich selbstständig, ohne fremden Trost und Rath, in jeder Lage helfen zu können. Nicht einmal den wunderlichen Gedanken über den Schreiber der Warnung, der ihr eingefallen war, sprach sie gegen den Großvater aus, sie fand ihn selbst lächerlich und begriff nicht, wie er sich ihr, auch nachdem sie ihn verworfen hatte, immer wieder aufdrängte. Gleichen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hatte ja sogar die Idee der Tante, daß der Büchermann Hille das Billet geschrieben habe, was er nur nicht gestehen wolle.

Der General war bald vollkommen wieder genesen, und das Leben der Familie in Rudenthal nahm seinen gewohnten Gang an. Mehrere Monate vergingen, ohne daß es durch irgend ein besonderes Ereigniß unterbrochen worden wäre. Von Riedleben war auf Lodoiska's Brief sehr bald durch den Mittelsmann, welcher die Correspondenz auf seinen Namen besorgte, eine Antwort gekommen, welche sie unerwidert gelassen

hatte. Konnte er wagen, den Ton der Ironie gegen sie anzuschlagen, weil sie über ernste Verhältnisse nicht leicht hinwegzusehen vermochte? Er sah das stählerne Netz nicht, das enger um ihn gezogen wurde, er ließ sich täuschen durch feine Künste, und sie durfte nicht einmal so scharf und offen zu ihm reden, wie es ihrem Charakter entsprach, wenn sie sich nicht dem Verdachte einer gemeinen Eifersucht aussetzen wollte. War sie denn aber von diesem Gefühle, das sie so stolz und streng richtete, wirklich ganz frei? Die Tante hatte ihr von Frau von Heidefeld nach den Geschichten, welche ihr Hille erzählt hatte, ein erschreckendes Bild gemacht: diese Frau, welche sich schon als Mädchen über jungfräuliche Sitte hinweggesetzt hatte, mußte in jeder Hinsicht gefährlich sein, durch ihre Schönheit, durch ihren Geist und auch durch ihren Charakter. Frau von Breitung hatte das Wort, das Goethe gesprochen haben sollte, nicht vergessen, sondern dasselbe der Nichte mehrmals wiederholt. „Der schöne Iltis kann auch scharf beißen, wenn Einer nicht bei ihm anbeißen will.“ Es kam also darauf an, ob sie eine schützende oder eine rachsüchtige Fee sein werde . . .

„Ich will Dich nicht eifersüchtig machen,“ sagte die Tante, „aber die Männer, ach! sie bilden sich viel auf ihre Standhaftigkeit und ihre Grundsätze ein, aber einer verführerischen, klugen Frau widersteht

nicht Einer! Glaube mir, ich habe darin Erfahrungen!"

Ihre Kammerjungfer, welche eben eingetreten war, hörte diese Worte und setzte ihre Herrin, die sie jetzt erst bemerkte, durch ein höchst fatales Lächeln in Verlegenheit. — „Was willst Du, Christel?" fragte sie unwillig darüber. „Du schleichst ja wie eine Katze."

„Oder wie ein Iltis? Gnädige Frau haben befohlen, daß ich immer leise auftreten soll. Der Herr Marquis von Odry wird morgen herkommen, Friedrich hat es mir gesagt, der Herr Marquis hat sich bei Excellenz angemeldet."

„Das ist charmant!" wandte sich Frau von Breitung an ihre Nichte. „Wir leben seit Wochen hier wie Mutter Serena in ihrem Kloster. Der Marquis ist ein galanter Cavalier und hat immer Nachrichten aus der großen Welt. — Läßt mein Onkel mir den Besuch melden?"

Das war nicht der Fall, der General that es erst selbst beim Thee. Frau von Breitung war über diese Vernachlässigung etwas verstimmt, die Laune war ihr aber durch ein Zwiegespräch mit ihrer Zofe verdorben, der sie, durch Lodoiska veranlaßt, die unziemliche Gegenrede, auf ihren Tadel des Katzenschleichens verwiesen hatte. „Wie ein Iltis!" Sie mußte wieder gehorcht und alle Erörterungen über die Frau, welche den Spitznamen Iltis aus einem Dich-

termunde erhalten, als unberufene Zeugin mit angehört haben, was Lodoiska unerträglich war. Christel hatte aber eine zu sichere Stellung bei ihrer Herrin, als daß sie sich unter vier Augen auch den sanftesten Vorwurf hätte gefallen lassen — wir können nicht verrathen, was sie darauf erwidert, aber Frau von Breitung hatte nach der kleinen Scene eine Prise nach der anderen aus ihrem achatnen Döschen genommen und schien wahrhaft gedemüthigt zu sein.

Für den Marquis wurde Alles mit möglichster Feinheit und Bequemlichkeit eingerichtet, er hatte zwar in seiner Emigrantenzeit, besonders in den ersten Jahren, viele Entbehrungen gelitten und sich oft dürftig behelfen müssen, doch war er ein Kenner, welcher häusliche Einrichtungen zu würdigen verstand, und für einen solchen trifft eine Hausfrau ihre Anstalten mit Lust. Die Breitung machte diese Bemerkung gegen ihre Nichte, als sie deren verwunderte Augen über die große Toilette sah, welche sie zum Empfange des Gastes gewählt hatte. „Du bist mir fast zu einfach, Lolo!“ sagte sie. Lodoiska erwiderte aber, daß sie ihr als Folie dienen werde, und ließ sich nicht bestimmen, ihrem Anzuge auch nur eine einzige Schleife hinzuzufügen.

Odry fuhr zu der Stunde, für welche er sich angesagt hatte, in Rudenthal ein, er wurde sehr freundlich empfangen und gleich bei seiner Ankunft von dem

General gebeten, den ganzen Sommer und Herbst zu bleiben und erst zum Winter mit ihm und den Damen wieder nach Erfurt zurückzukehren. „Ich bin wahrhaft gerührt über so viele Güte und danke Euer Excellenz von Herzen dafür,“ erwiderte der Marquis, indem er dem Gutsherrn die Hand drückte und sich gegen die Frauen mit seinem graziösesten Compliment verneigte. „Aber Sie werden nach meinem Dafürhalten in diesem Jahre den Herbst nicht auf Ihrem schönen Landgute zubringen, sondern schon viel früher mit mir nach Erfurt zurückkommen. Ich weiß es gewiß, Excellenz, ich könnte darauf wetten, meine Damen.“

Der General lächelte über den Scherz. „Sie sprechen in Räthseln, Herr Marquis!“ sagte Frau von Breitung. „Was sollte uns dazu bewegen, so früh in die heißen Mauern zurückzukehren?“

„Ich werde nachher die Ehre haben, das Räthsel zu lösen und weiß im Voraus, daß Sie mit mir einverstanden sein werden.“ Der General bat ihn, auf die angreifende Reise in schlechten Gebirgswegen es sich bequem zu machen und der Ruhe zu pflegen; Frau von Breitung brannte vor Neugier, zu erfahren, was er mit seiner Behauptung, die ganz ernstlich schien, gemeint, sie richtete noch eine Frage an ihn, aber der Onkel schnitt dem Marquis die Antwort ab, welche der so galante Cavalier sonst vielleicht gege-

ben hätte. „Du liebst es ja sonst nicht, wenn hinter dem Räthsel gleich die Auflösung steht," sagte er. „Strenge Dich an, es zu errathen und halte unseren Freund nicht auf, er bedarf der Ruhe." Der Marquis verneigte sich also noch einmal und versprach, sie nicht zu lange in der Spannung zu halten, sie möge sich auf eine sehr wichtige nnd interessante Nachricht gefaßt machen, die sich aber in nur vier Worte kleiden ließe. Dann folgte er dem Diener in das Gastzimmer, wohin unterdessen schon sein Gepäck gebracht worden, das allerdings umfangreicher war, als dasjenige, welches der letzte Gast mitgebracht hatte.

„Die Apathie des Alters!" sagte Frau von Breitung unwillig zu Lodoiska, als auch der General das Wohnzimmer verlassen hatte. „Weil Er Alles, was nicht gerade ihn selbst betrifft, mit gleichgültigen Augen ansieht, traut er auch uns kein Interesse an der Welt mehr zu oder amüsirt sich, uns damit zu quälen. Ein Wort von ihm, und Odry hätte uns nicht auf diese Weise, die ich gar nicht artig finde, verlassen."

„Um so größer wird unsere Ueberraschung sein, wenn Odry beginnen wird: Vier Worte nenn' ich euch inhaltsschwer —"

Lodoiska wurde aber beschämt über ihre Parodie, als Odry, nachdem er sich in gewähltem Anzuge

wieder bei der Familie eingefunden hatte, mit dem vollen Bewußtsein, daß er eine hochwichtige Nachricht bringe, die vier inhaltsschweren Worte aussprach: „Napoleon kommt nach Erfurt!“

Neuntes Capitel.

Irrlichter.

Herr von Odry hatte immer sehr gute Nachrichten aus Frankreich, der General von Wallhausen vermuthete, daß er in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers Napoleon, vielleicht unter seiner Dienerschaft, einen Vertrauten habe, der ihn oft von Dingen, die noch gar nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, in Kenntniß setzte. Wallhausen dachte sich, daß es ein Sohn oder Abkömmling eines alten getreuen Dieners des Hauses Odry sein könne, der die Anhänglichkeit an dasselbe geerbt und auch am Kaiserhofe bewahrt habe; der Marquis hatte das aber lächelnd verneint. Möglicherweise besaß er einen geheimen Freund in viel höheren Regionen. Was er dem General noch in Erfurt über die Verhältnisse in Spanien und die wahrscheinlichen Absichten Napoleon's gesagt hatte, war vollkommen durch die Ereignisse bestätigt worden: die Bourbons waren

nach ihrer traurigen Zusammenkunft mit dem Kaiser in Bayonne entthront, und sein Bruder Joseph, der bisherige König von Neapel, hatte die Krone von Spanien und Indien erhalten. Doch sah der alte Emigrant jetzt vertrauensvoller in die Zukunft, die Erhebung der spanischen Nation für ihr Herrscherhaus hatte ihn mit Bewunderung und freudiger Hoffnung erfüllt: dort war es nicht bloß eine vereinzelte Landschaft, wie in Frankreich einst die Vendée, sondern ein ganzes Volk, und er glaubte, die Sache der Legitimität müsse zuletzt doch siegen. Ein bonapartistisches Heer, in die Gebirge des Südens vorgedrungen, hatte bereits schmachvoll die Waffen strecken müssen — ein Jahr nach den Siegen Napoleon's, welche Preußen und Oesterreich niedergeworfen hatten!

Und der Kaiser ging nicht nach Spanien an die Spitze seines Heeres, um die Schmach zu rächen, er kam nach Deutschland! Diesmal war der Marquis, als er in Rudenthal diese interessante Nachricht erzählte, über die Motive Napoleon's nicht unterrichtet, er wußte wohl, daß in Erfurt ein großer Fürstencongreß gehalten werden sollte, daß der Kaiser Alexander zu einer Zusammenkunft eingeladen war und wahrscheinlich die Einladnng schon angenommen habe, aber welche Pläne Napoleon damit verknüpfte, darüber konnte der Marquis uur Vermuthungen anstellen.

„Er will der Welt zeigen, daß er dem spanischen Aufstande keine Wichtigkeit beilegt, eine großartige Manifestation soll es werden, mitten in Deutschland, in seiner eigenen Stadt, umgeben von seinen Vasallen, den Königen und Fürsten Ihres Landes, seinen Freund, den Zaren, zu empfangen und auch ihm zu imponiren. Sie werden vielleicht weitere Verabredungen über ihre künftige Politik treffen: es kann sein, daß sie an eine Theilung von Europa denken!"

Der General zuckte die Achseln. „Wenn Frankreich und Rußland darüber einig sind, wer kann sie, wie die Dinge jetzt stehen, an der Ausführung dieses Planes hindern?" Er dachte an die Aeußerungen des Polizeidirektors Wiederich, der an eine Ausbreitung des französischen Kaiserreichs über ganz Mitteldeutschland glaubte. Da bemerkte er, wie seine Enkelin, die mit Frau von Breitung schweigend dem Gespräch zuhörte, bei der Zustimmung, die er der Ansicht des Marquis gab, mit funkelnden Augen aufblickte, ihm fiel seine frühere Besprechung der Zukunft mit ihr und ihr stummer Hinweis auf eine höhere Hülfe wieder ein, da er jede irdische für unmöglich gehalten, und er sagte: „Du wirst Dich auch in das Unvermeidliche fügen müssen, kleine Preußin! Ja, lieber Marquis, Sie sehen hier eine Alliirte Ihrer Antipathie gegen den Kaiser Napoleon. Schade nur, daß bloße Wünsche seine Macht nicht umstürzen können."

„Ich bin glücklich, in Fräulein von Goldenau eine Alliirte der Gesinnung zu finden,“ sagte der Marquis. „Bloße Wünsche, eitle Hoffnungen thun es freilich nicht — hilf Dir selbst, dann wird Gott Dir helfen, sagt ein altes Sprüchwort. Wenn es möglich wäre, was leider der Fall nicht ist, daß Ihre deutsche Nation sich das Beispiel der spanischen zu Herzen nehmen könnte —“

„Aber, theurer Freund, Sie, der die Revolution nur zu gut kennen gelernt hat, Sie predigen Revolution?“

„Erlauben Excellenz! Ich predige keine Revolution — ich will im Gegentheil, daß die Revolution und ihr Repräsentant, der Usurpator von Frankreich, auf ewig vernichtet werde. Wenn dazu die französische Nation, die er durch seine Erfolge und den Ruhm ihrer eigenen Waffen berauscht hat, nicht selbst die Initiative ergreift, so müssen die Länder, die er unterdrückt hat, Deutschland, Spanien, auch Italien sich für ihre eigene Selbstständigkeit erheben, das ist keine Revolution, das ist legitime Action! Hätte das deutsche Volk, wie das spanische, Einen Herrn, statt vieler kleiner, so wäre Hoffnung für seine Befreiung, nun aber kann auf die Deutschen nicht gerechnet werden, die Italiener haben keine Anhänglichkeit an ihre Fürsten gehabt — nur auf die Spanier darf man hoffen, es ist der Kampf der Griechen gegen den Perserkönig,

der mit dem Untergange der persischen Weltmonarchie endete."

„Das deutsche Volk wird seine Stunde schon erkennen!" entgegnete Lodoiska.

„Es soll mich freuen, wenn ich das noch erlebe," sagte der Marquis.

„Bonaparte wird also seinen Herrn Bruder in Spanien sich selbst überlassen?" fragte Wallhausen.

„Nicht doch! Er wird ihm mehr Truppen senden, ich höre, daß große Massen auf dem Marsche nach Spanien sind; die Schande, daß 16000 Franzosen die Waffen strecken, ist seit dem Unglück von Hochstädt Anno 1704 im spanischen Erbfolgekriege nicht mehr erhört worden und hätte sich eigentlich nie wiederholen sollen. Auch muß Bonaparte seinem Dekret Achtung verschaffen und den Thron seines Bruders zu stützen suchen. Er selbst aber wird in stolzer Sicherheit bei uns fêtiren."

„Es werden wohl schon große Anstalten dazu getroffen?" fragte Frau von Breitung.

„Das können Sie wohl denken. Es sollen aus Paris die prachtvollsten Möbel, Tapeten, Gobelins, Bronze- und Porzellansachen, Kandelaber, Girandolen — kurz Alles, was zur fürstlichen Einrichtung gehört, hergeschickt werden, Schauspieler sogar vom Theatre français und ein Detachement der Alten Garde zum Palastdienste."

„Palast?“ wiederholte Frau von Breitung. „Haben wir in Erfurt einen Palast? Wo wird denn der Kaiser wohnen?“

„Im Gouvernementsgebäude — Sie meinen doch den Bonaparte? Der russische Kaiser bei Triebel. Moquiren Sie sich nicht über unser altes Erfurt, es wird für eine kurze Zeit der Centralpunkt werden, wo die Geschicke von Europa sich entscheiden. Daß die beiden Kaiser mit dem glänzendsten Hofstaat erscheinen, daß auch die deutschen Könige und Fürsten darin Alles thun werden, was in ihren Kräften steht, können Sie schon überzeugt sein. Ich rathe, schon einige Zeit vor ihrem Zusammentritt nach Erfurt zu gehen, wir sehen dann Alles, was dazu eingerichtet wird, entstehen.“

„Sie nehmen für gewiß an, daß ich hinkommen werde!“ sagte der General.

„Aber ohne Zweifel, Excellenz!“ rief Odry. „Sie werden doch ein solches Weltereigniß, ein so magnifiques Schauspiel nicht versäumen!“

„Komödien habe ich schon genug gesehen,“ erwiderte Wallhausen, „ich werde ruhig sterben, auch wenn ich den Kaiser Napoleon nicht kennen gelernt habe. Sie wissen, ich bin ihm schon vor zwei Jahren nach der Bataille von Jena aus dem Wege gefahren.“

„Damals hatten Sie Gründe, mon oncle!“

sagte die Breitung, welche vor der Möglichkeit zitterte, daß sie der herrlichen Aussicht auf so großartige Dinge beraubt werden könnte. „Der Kaiser und seine Armee kamen als Feinde, jetzt aber ist er unser Souverän —“

„Unser?“ wiederholte der General scharf. „Wenn Du ihn als Erfurter Bürgerin für Dein Häuschen und Gärtchen als Deinen Souverän erkennst, so habe ich nichts dagegen, der meinige ist er nicht — Rudenthal gehört nicht zum französischen Kaiserreich, wenigstens bis jetzt noch nicht! Willst Du Deinem Souverän huldigen, so reise nach Erfurt — wir bleiben hier, nicht wahr, Lolo?“

„Excellenz verzeihen,“ nahm Odry das Wort, da Lodoiska, die während des Gesprächs in aufgeregter Stimmung geblieben war, mit der Antwort zögerte, „eine Huldigung kann unsere Gegenwart in Erfurt während der Fürstenversammlung nicht genannt werden. Würde ich dem Usurpator, der widerrechtlich auf dem Throne meines legitimen Königs sitzt, eine Huldigung erweisen? Eben so wenig, als Euer Excellenz. Ich will ihn aber endlich einmal sehen, den Mann, der in Europa den Herrn spielt, will erforschen, ob er denn unverwundbar ist!“

Wie ein Blitz leuchtete es bei diesem Worte aus Lodoiska's Augen, sie sah den Marquis betroffen

an: was meinte er mit dieser Andeutung? Wirre Gedanken regten sich in des Mädchens Seele.

„Sie wollen doch nicht das Stücklein mit der Höllenmaschine wiederholen?" fragte der General lächelnd. „Was Cadoudal und Pichegru mißlungen, noch einmal zu probiren?"

„Mordgedanken hege ich nicht, Excellenz," erwiderte Odry, auf den Scherz eingehend. „Ich meinte die Unverwundbarkeit bildlich, nicht die seiner Person, sondern die Festigkeit der Säulen, auf denen seine Macht ruht."

„An denen wird man vergeblich rütteln," sagte Wallhausen. Willst Du es etwa versuchen, Lolo? Dein Blick straft mich für meine ruhige Auffassung der Dinge, wie sie sind. Wir wollen uns darüber auszanken, wenn wir Beide hier allein sind und Deine Frau Tante ihrem Souverain Blumen streut."

„Ist es wirklich Ihr Ernst, Großpapa, hier zu bleiben? Es würde doch von großem Interesse sein, diesen Monarchencongreß, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, in der Nähe zu sehen und nicht bloß in der Zeitung davon zu lesen. Herr von Odry nennt es mit Recht ein Weltereigniß."

„Die Phantasie hat sich an dem glänzenden Apparat echauffirt, von welchem unser Freund erzählt hat. Es wäre grausam, wenn ich Dich hier gegen Deinen Wunsch consigniren wollte. Ich bleibe hier,

Du kannst aber mit Deiner Tante gehen und die Kaiser und Könige bewundern. Vielleicht conspirirst Du auch mit dem Marquis und befreist Deutschland mit einem Schlage, eine zweite Jungfrau von Orleans."

Wiederum leuchteten Lodoiska's braune Augen, doch schlug sie dieselben gleich nieder und sagte: „Spotten Sie nicht über mich, daß ich noch auf bessere Tage für mein Vaterland hoffe. Wenn Sie aber nicht nach Erfurt gehen wollen, so bleibe ich bei Ihnen."

„Wir haben noch Zeit, darüber zu reden," erwiderte der General. „Was haben Sie zu unserem Abenteuer gesagt?" wandte er sich dann, das Thema wechselnd, an den Marquis. „Sie haben doch von der feindlichen Invasion in Rudenthal und meiner Verhaftung gehört?"

Odry verneigte sich. „Mit dem größten Antheil habe ich davon vernommen."

„Lolo scherzte zuerst darüber," sagte Frau von Breitung. „Wir seien Staatsgefangene, persiflirte sie den französischen Obersten, der mit Truppen nach Rudenthal gekommen war, er werde uns wohl alle füsiliren lassen. Aber nur zu bald sah sie ein, wie ernsthaft doch die Sache werden konnte und, denken Sie sich, Herr Marquis, sie hatte nichts Geringeres im Sinn, als selbst zur Kirche zu laufen und die Sturmglocke läuten zu lassen, um die Franzosen aus

dem Schlosse zu schlagen. Mich überrieselt noch ein eisiger Schauder, wenn ich daran denke."

„Eine junge Heldin, meine Alliirte!" erwiderte Odry. „Danken wir aber Gott, daß die Fatalität sich auf friedlichere Weise und mit einer vollen Ehrenerklärung für Euer Excellenz gelöst hat."

„Wissen Sie auch, wer mir diese Ehrenerklärung vom Gouverneur gebracht hat?" fragte der General.

„Ich weiß es," antwortete der Marquis. „Mein Cousin hat es mir selbst vertraut."

„Ihr Cousin?" versetzte Wallhausen verwundert. „Haben Sie ihn endlich als Cousin anerkannt? Sie desavouirten ihn sonst."

„Ich war gegen ihn eingenommen," — sagte Odry mit einer gewissen Verlegenheit. „Ein Vorurtheil, auf falsche und verleumderische Beschuldigungen gestützt, ließ mich ihn fern halten, als er sich mir vorstellte. Ich habe ihm Unrecht gethan — niemals hat er als Knabe die rothe phrygische Mütze, wie sein Vater, getragen, niemals jakobinische Gesinnungen gehegt. Wenn er in der Armee seines Vaterlandes dient, so hat er für Frankreich gekämpft, nicht für den Kaiser, wenn er ihn auch bewundert. Ich kann ihn selbst für diese Bewunderung nicht tadeln."

Lodoiska hörte mit steigender Aufmerksamkeit diese Erklärung, die sie nicht recht begreifen konnte, am wenigsten den Schluß, der ihr nicht mit den so

oft ausgesprochenen Ansichten des Emigranten vereinbar schien. Frau von Breitung aber stimmte dem Marquis vollkommen bei und fügte noch Einiges hinzu, das sie als eine gute Unterthanin des Kaisers bekundete. Der General fragte, ob er seinem Cousin nun sein Haus geöffnet habe? was Odry bejahte.

„Er scheint ein Mann von noblem Charakter," bemerkte Wallhausen.

„Das ist er, Excellenz!" bestätigte der Marquis. „Das Blut seiner Ahnen, das sich nur bei seinem Vater in dem unglücklichen Wahne einer schrecklichen Zeit einmal verirrt hat, ist in Armand von Rochefort wieder zu seiner alten Reinheit geläutert, kein niedriger Tropfen in ihm!"

„Hat er zu Ihnen niemals ein Wort über die bewußte frühere Angelegenheit geäußert? Sie wissen schon, Sie machten mir Vorstellungen darüber. Hat er mit Ihnen davon gesprochen?"

„Niemals, Excellenz." Gern hätte Odry gefragt, ob Rochefort auf das beleidigende Billet des Generals gar nicht geantwortet habe, in Gegenwart der jungen Dame, die es betraf, konnte er aber doch die delikate Angelegenheit nicht weiter verfolgen. Der General besann sich, daß auch er das nicht durfte, er kam wieder auf den Ueberfall des französischen Gendarmerie-Obersten und dessen brüskes Benehmen zurück und schilderte das Erlebniß in starken Ausdrücken,

welche bewiesen, daß er die ihm widerfahrene Behandlung noch nicht verwunden habe.

Lodoiska entfernte sich unterdessen und schloß sich in ihr Zimmer ein. Hier saß sie eine Weile in Gedanken, diese waren aber aufregender Art, denn ihre Wangen glühten und in ihren Zügen machte sich eine fieberhafte Unruhe bemerkbar. Sie legte mehrmals die Hand über die Stirn, um diese zu kühlen und sich zu sammeln; wenn sie die Augen schloß, flackerten Irrlichter um sie her. Was Odry erzählt hatte, seine Aeußerung über die Unverwundbarkeit des Gewaltherrschers, die ironischen Reden ihres Großvaters beschäftigten die Seele dieses hochherzigen Mädchens und ließen Gedanken, Hoffnungen, Pläne in ihr keimen, deren Verwirklichung freilich ihre eigene Kraft überstieg. Eine Charlotte Corday konnte sie nicht werden, eine Johanna d'Arc eben so wenig. Von dem ersteren Bilde, das ihr auftauchte, wendete sie sich mit Abscheu hinweg, die strahlende Heldengestalt der Jungfrau von Orleans blendete sie — aber das Zeitalter des Wunderglaubens, der eine ganze Nation zur Begeisterung hinreißen und ihre Feinde entnerven konnte, war vorüber, in der Gegenwart wäre die Gottgesandte verhöhnt worden. Wohl konnte ein einzelnes weibliches Wesen auch mitkämpfen, wie es ja mehrfach in Volkskriegen geschehen, aber zur Führerin eines ganzen Volkes in Waffen, wie Jeanne d'Arc,

war keine Frau mehr berufen! Alles, was den Frauen zur Förderung des großen Werkes blieb, war, das heilige Feuer des Nationalgefühls anzuschüren, die Männer durch ihre Aufmunterung zu begeistern und sie mit ihrem Rath, mit gut ersonnenen Plänen, mit feiner Vermittelung zu unterstützen. So war ihr von den Frauen im Stifte zu Homberg, von Marianne von Stein, von der schönen Katharina von Baumbach erzählt worden, sie sehnte sich, mit ihnen in Verbindung zu treten und auch mit einem Auftrage für die Sache des Vaterlandes betraut zu werden. Warum sollte sie das nicht versuchen? Es kam nur darauf an, den rechten Weg zu einer Annäherung an jene edlen Frauen zu finden. Ob vielleicht ihre Großtante dazu helfen, wenigstens rathen konnte? Lodoiska mochte nicht glauben, daß sich Mutter Serena in ihrem Kloster von allen Interessen, die, wenn auch irdische, doch immer hohe und heilige waren, so ganz losgesagt habe, als ihre Verwandten behaupteten. Schon daß sie ihre Großnichte zu sich beschieden hatte, um ihr die Gefahr ihres Verlobten mitzutheilen, sprach dagegen — woher konnte sie davon Kenntniß erhalten haben, als aus Homberg, sie stand gewiß mit Fräulein von Stein, die auch schon bejahrt war, in Verbindung und bot gern die Hand, Lodoiska's Wunsch zu erfüllen.

Ein rascher Entschluß — und der erste Schritt war

geschehen. Lodoiska schrieb an die Großtante, und ihr voller Enthusiasmus für die Befreiung des Vaterlandes strömte in den Worten ihres Briefes aus. Dann schrieb sie noch einen zweiten Brief, nicht mit dem gleichen heißen Redefluß, sondern sich oft unterbrechend, nachsinnend, Ausdrücke suchend — schreibt eine Braut so an ihren Verlobten? Sie mußte sich aber doch besinnen, ob sie auch Recht thue, ihn aus der Sicherheit, die er gefunden zu haben glaubte, wieder in die Stätte der Gefahr zu ziehen, der er kaum mit Mühe entronnen war. Indessen — wer sich dem höchsten Zwecke geweiht hat, der muß auch bereit sein, Blut und Leben daran zu setzen, und es war wenigstens die Pflicht seiner Braut, ihm zu melden, was ihn vielleicht wie ein elektrischer Funke treffen und zu einem glücklichen, großen Entschluß führen könne. Sollte er sie wieder mißverstehen und ihr einen kleinlichen, ja niedrigen Beweggrund zutrauen, so mußte sie das tragen! Ihn aus der Nähe der Frau zu entfernen, welche er selbst ihr nicht vortheilhaft gezeichnet und Tante Breitung schonungslos verurtheilt hatte, konnte doch nicht der Beweggrund sein, der sie leitete, wenn sie ihn auf eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit aufmerksam machte, der Sache, der er sich schon mit einem edlen und großmüthigen Opfer geweiht hatte, einen entscheidenden Aufschwung zu geben. Verkannte er sie dennoch

oder . . . hatte er ihr nicht aufrichtig immer die Wahrheit geschrieben, sondern Manches verschwiegen . . . nun, dann war sie stark genug, wie sie einst schon ihrer Tante gesagt hatte, ihn ohne Besinnen frei zu geben. Die bösen Geister der Nacht, vor denen sie die Tante damals gewarnt, hatten vielleicht ihre Worte schon gehört!

Lodoiska mußte nun ihre beiden Briefe, vor fremden Augen geschützt, befördern. Den an Riedleben durfte sie nur ihrem Großvater geben, sie wußte nicht einmal, durch welchen Mittelsmann er ihn sicher nach Berlin an ihren Bräutigam gelangen ließ, daß er aber ankommen würde, wußte sie nach dem vorigen, den Riedleben beantwortet hatte. An die Priorin des Ursulinerinnen-Klosters zu Erfurt einen Brief zur Post zu schicken, war ganz unverfänglich, aber Lodoiska wollte sich nicht den verwunderten Fragen der Ihrigen aussetzen, was sie denn an Mutter Serena zu schreiben habe, die Neugier der Tante würde ihr besonders lästig gefallen sein. Sie beschloß daher, ihren Brief ohne Vorwissen des Großvaters und der Tante abzusenden, und glaubte sich dabei auf die ihr oft bewiesene Anhänglichkeit des alten Friedrich verlassen zu können, wenn sie ihn bat, den Brief, ohne ihn vorher sehen zu lassen, in die Botentasche des Knechts zu stecken, der nach der Stadt zur Post geschickt wurde. Als sie den Boten

abgehen sah, athmete sie leicht auf, aber sie war doch nicht befriedigt in ihrem Gemüth: zum ersten Male hatte sie eine Heimlichkeit vor den Ihrigen und wußte, daß sie sich bald in ein Netz verborgener Schlingen verwickeln werde, wenn der Wunsch, den sie der Großtante ausgesprochen hatte, seine Erfüllung fand.

Mit bangem Herzen harrte sie auf eine Antwort. Diese blieb aus. Anfangs meinte sie, die Großtante möge wohl erst die Sache in Ueberlegung nehmen und eine Anfrage nach Homberg richten, ob die Frauen, welche dort die Fäden in der Hand hatten, auch eine Fremde, die bei aller jugendlichen Begeisterung ihnen doch wenig helfen konnte, in ihr Vertrauen ziehen wollten. Die Verzögerung der Antwort schien Lodoiska also ein günstiges Zeichen zu sein. Aber sie wurde nur zu bald enttäuscht. Ein Brief von der Priorin kam nach Rudenthal, er war an ihren Bruder gerichtet, sie theilte ihm mit, daß sie von dem gewesenen Fürstbischofe von Fulda, der sie mit einem Besuche beehrt, einige Familienpapiere erhalten habe, welche sie ihm, dem General, bei seiner Rückkehr nach Erfurt übergeben werde, wenn sie diese noch erlebe, sie fühle jedoch ihre Kräfte rasch abnehmen und habe es deshalb für nöthig gehalten, ihn von diesen Familienpapieren zu benachrichtigen, welche für ihn vielleicht von Interesse sein könnten. Sonst enthielt der

Brief nur einen Gruß an Lodoiska, und diese mußte annehmen, daß sie keine Antwort mehr zu erwarten habe — ihre Wünsche mochten der frommen Frau als zu thöricht oder tadelhaft keiner Antwort werth erscheinen.

Das nach ihren Worten herannahende Ende seiner Schwester gab dem General den Anlaß, seinen bereits gefaßten Entschluß, im September doch nach Erfurt zu gehen, den Seinigen auszusprechen. Daß er seine ältere Schwester vor ihrem Tode noch einmal sehen wollte, war ein würdigerer Grund zu dieser Reise, als die Lust, Festlichkeiten zu sehen, die ihn nicht mehr reizten, wie er sagte. Auch Lodoiska sehnte sich nun doppelt, die Großtante wiederzusehen — wenn es ihr gelang, einen Moment ganz allein bei ihr zu sein, erfuhr sie dann wohl, warum Mutter Serena ihre Bitte nicht so gütig, wie Lodoiska gehofft, aufgenommen hatte. Frau von Breitung, welche sich schon seit dem ersten Eheconflict ihres bewegten Lebens, dem noch mehrere gefolgt waren, von ihrer ehrwürdigen Tante mit einer gerechten Scheu vor ihrer Strenge fern gehalten hatte, äußerte sich zwar auch, wie es der Anstand gebot, theilnehmend über ihr Hinsiechen, aber sie freute sich, daß ihr Onkel deshalb nun bestimmt mit nach Erfurt kommen werde: seine Anwesenheit gab ihr einen besseren Halt, als wenn sie allein geblieben wäre und sich unter ihren Bekannten erst

einen hätte suchen müssen, der sie vielleicht ungern chaperonirt hätte. Mit Odry, der sich gleich dazu erboten, wollte sie doch nicht gern öffentlich erscheinen, da er selbst, als ein personificirter Protest gegen das Kaiserreich, gewiß dem Adlerauge Napoleon's, dem so leicht nichts entging, aufgefallen und seine Begleiterin, die sich doch keiner Antipathie gegen den großen Monarchen bewußt war, dadurch in eine schiefe Stellung gekommen wäre.

Merkwürdig übrigens, wie gut Odry bei all' seiner ausgesprochenen Feindschaft über das Privatleben des Kaisers unterrichtet war, wie viel kleine amüsante Anekdoten er davon zu erzählen wußte. Manche davon erschienen freilich nicht recht glaublich, sie zogen den außerordentlichen Mann, den man sich nur als Triumphator und Dictator des Erdkreises in erhabenen Situationen denken konnte, ganz in das Niveau der Alltäglichkeit herab. Wer konnte glauben, daß der Kaiser Napoleon Barre spiele und laufe? Und doch erzählte Odry mit einer Anschaulichkeit, als sei er selbst dabei gewesen, daß ein solches Barrespiel noch kürzlich am Hofe zu Saint-Cloud eines Abends und zwar bei Fackelschein stattgefunden habe, Bonaparte — der Emigrant nannte ihn auch jetzt nicht anders — sei mit der Kaiserin Josephine gelaufen, dabei hingefallen und gefangen worden, bald aber, ohne sich an die Spielgesetze zu kehren, sei er aus

der Gefangenschaft gebrochen, um von Neuem zu laufen: „ganz in seinem Charakter!" setzte Odry hinzu. „Möchte nur sein Fall ein Omen sein, das bald seiner Herrlichkeit ein Ende machte! Nicht wahr, meine gnädige Alliirte?"

Lodoiska antwortete ihm durch einen Blick der Zustimmung, die sie nicht verhehlte. Frau von Breitung wagte es, die Theilnahme des Kaisers an einem so gewöhnlichen Spiel in Zweifel zu ziehen, der Marquis verbürgte aber die Wahrheit seiner Erzählung, und wir können das auch thun.

Von Erfurt kamen nun immer mehr Nachrichten über die Anstalten, welche zur Aufnahme Napoleon's und seiner hohen Gäste getroffen wurden. Daß eine militärische Schaustellung nicht fehlen dürfe, verstand sich von selbst: General Oudinot war zum Gouverneur von Erfurt ernannt, die Garnison verstärkt worden; außer dem leichten Infanterie-Regiment, dessen Nr. 17 sich in Rudenthal ein Andenken gemacht hatte, stand jetzt das ganze 6. Kürassier-Regiment, in welchem Rochefort Stabsofficier war, und das schöne 1. Husaren-Regiment dort, alle drei befehligt von adeligen Obersten. Was Herr Nodier, der Gendarmerieofficier, zu dem Capitain Poutre gesagt hatte, war nicht ganz unbegründet, doch traf es weniger die alte Aristokratie, die sich zum größten Theil noch nicht mit dem Kaiserreiche versöhnt, als den niedern

und den neuen von Napoleon geschaffenen Adel. Neuer Adel spreizt sich bekanntlich ohnehin am meisten. Auch das Bataillon der Alten Garde, aus den schönsten Grenadieren des Corps zusammengestellt, war schon eingerückt, mit ihm ein Detachement von zwanzig Elitegendarmen. Der Großmarschall des Palastes, Duroc, Herzog von Friaul, hatte seine Unterbeamten, den Marechal-des-logis, Herrn von Canouville, und den Präfekten des Palastes, Herrn von Beausset, vorausgeschickt, um die letzten Einrichtungen zu treffen, zu denen eine Menge von Ouvriers aus Paris gekommen waren.

„Und das wissen Sie Alles?" fragte Wallhausen den Marquis, welcher ausführlich davon erzählte. „Gestehen Sie, daß sich bei Ihnen auch im Stillen eine Revolution vorbereitet!"

„Fern davon, ferner davon als je!" versicherte Odry. „Ich will nicht leugnen, daß die Macht und der Glanz Frankreichs, die sich hier offenbaren werden, mich nicht ganz gleichgültig läßt, denn enfin bin ich doch Franzose, aber damit ändere ich meine Gesinnungen nicht. Napoleon Bonaparte bleibt für mich der Usurpator, dem ich niemals meine Huldigung bezeugen werde. — Die militärischen Nachrichten verdanke ich übrigens meinem Cousin, von dem ich gestern, wie Sie wissen, mit Ihrem Boten einen Brief bekommen habe. Seinen Respect, wie er mir

aufgetragen, habe ich Ihnen ja schon ausgerichtet.“ Er blickte dabei, obgleich er nur schicklicherweise dem Hausherrn die Empfehlung seines Vetters bestellt hatte, in einer unwillkürlichen Bewegung auf Lodoiska, welche darüber ein wenig die Stirn runzelte.

„Wissen Sie den Tag, an welchem Napoleon erwartet wird?“ fragte sie. Der Marquis wußte ihn noch nicht, glaubte aber, daß er ihn bald erfahren könne.

„Er wird wohl sehr unzugänglich sein? Wird man ihn zuweilen öffentlich sehen? Natürlich nur inmitten seiner Leibwachen und Gensdarmen, ganz unnahbar! Er darf sich nicht fürchten, in Deutschland ist kein Mörderdolch für ihn geschliffen.“

„Spricht das Mädchen nicht, als ob sie das bedauere?“ rief Frau von Breitung. „Hast Du denn ganz vergessen, daß Deine Mutter eine Polin war, und daß der Kaiser Polen befreit hat?“

„Befreit? Napoleon und Freiheit!“ erwiderte Lodoiska.

„Lassen wir diese Exaltationen,“ sagte der General. „Napoleon ist vor feindseligen Anschlägen auf sein Leben sicher bei uns, darin hat Lolo Recht.“ Ein Jahr später wurde diese Zuversicht durch das Attentat eines fanatischen Jünglings in Schönbrunn erschüttert, und es war gerade ein Thüringer, gebürtig aus Naumburg, welcher Napoleon's Leben bedrohte.

In Rudenthal wurden nun Anstalten zur Abreise getroffen. Die Nachrichten aus Erfurt hatten sich schon lange im ganzen Lande verbreitet, daher wunderten sich die Dorfleute nicht, daß ihre Herrschaft sie in diesem Jahre so früh verließ. Lodoiska schien die Zeit gar nicht erwarten zu können, wenigstens legte ihre Tante die Aufregung und Unruhe, welche das Mädchen nicht verbergen konnte, nicht anders aus. Recht hatte sie, aber der Grund zu dieser steigenden Unruhe lag tiefer als sie ahnte. Die Irrlichter, welche Lodoiska's einsame Stunden heimgesucht hatten, waren jetzt zu einer blendenden Flamme vereinigt. Warum aber kein Lebenszeichen von Julius? mußte sie ihn wirklich verloren geben?

Zehntes Capitel.

Napoleon in Erfurt.

Preußen hatte seit länger als einem Jahre Frieden mit Napoleon geschlossen, aber die schweren Bedingungen, die ihm auferlegt waren, noch nicht zu erfüllen vermocht, darum hielten französische Truppen noch immer preußische Provinzen besetzt und zehrten am letzten Marke des Landes. Der König und seine edle Gemahlin, die hochherzigste deutsche Fürstin und Frau, residirten noch zu Königsberg. Mit welchen Gefühlen mochten sie den Kaiser Alexander empfangen, als derselbe dort ankam, um zu dem ehemaligen Gegner, den sein Vater Paul, den er selbst in zwei Kriegen bekämpft hatte, nun als enthusiastischer Freund zu reisen und den Bund mit dem Unterdrücker Preußens vor ganz Europa zu besiegeln! Die bitteren Gefühle mußten aber verschwiegen werden. Alexander war vor vielen Fürsten ausgezeichnet

durch Liebenswürdigkeit und feine Formen, er vermied Alles, was seinen bisherigen Bundesgenossen verletzen konnte, und weihte der Königin Luise die ritterlichste Aufmerksamkeit. Konnte sie aber vergessen, daß Alexander einst ihrem Gemahl zu Potsdam über dem Sarge Friedrich des Großen Treue gelobt, und daß er nachher im Unglück selbst einen preußischen Landstrich von Napoleon zum Geschenk angenommen hatte? Der Kaiser hielt sich nicht lange in Königsberg auf, er kam, weiter reisend, durch die Gegenden, welche noch von französischen Corps besetzt waren. Auf preußischem Boden machten Franzosen ihm die Honneurs! In Bromberg wurde er mit 21 Kanonenschüssen begrüßt, die Marschälle Soult und Lannes empfingen ihn mit ihren Stäben in großer Gala, er wurde eingeladen, die Revue der Division Nansouty abzunehmen, welche in Parade aufgestellt war; wiederum wurden hier, als er sich mit dem ganzen Gefolge im Galopp den Truppen näherte, 21 Kanonenschüsse gelöst, und ein donnerndes: vive l'empereur Alexandre! erschallte aus den Gliedern, als er die Front entlang ritt. Dann folgte ein prächtiger Vorbeimarsch, folgten viele schmeichelhafte Redensarten des Kaisers, der es sich „zur Ehre schätzte, unter so tapferen Leuten und schönen Kriegern zu sein!" Vor diesen Kriegern, seinen jetzigen Bundesgenossen, hatte er drei Jahre früher bei Austerlitz auf der Flucht,

ganz abgekommen von seinem Gefolge, mit einem Stallmeister allein, unter einem Baume gesessen und — geweint! Indessen der folgende Krieg trotz seiner Niederlagen und dann die persönliche Zusammenkunft mit Napoleon hatten ihn zu einem Bewunderer und Freunde desselben gemacht; vor Tilsit, welche Stadt während der Friedensunterhandlungen neutral erklärt worden war, hatten auch schon die russischen und französischen Truppen nach dem Beispiele ihrer Kaiser sich befreundet, und die französischen Garden den russischen ein großes Diner gegeben, wobei es zuletzt so heiter geworden, daß auf den Vorschlag eines genialen Officiers — doch wohl eines Gascogners! — die Soldaten mit den Uniformen getauscht, worüber die beiden Monarchen sich sehr belustigt hatten. Wenige Jahre darauf nahm die Freundschaft ein Ende mit Schrecken! Was der prophetische Colonel in dem thüringischen Dorfe übermüthig vorhergesagt: die Franzosen überschritten den Grenzfluß Rußlands, als es dem Zaren einfiel, nicht mehr der Freund Frankreichs sein zu wollen — den Untergang der Großen Armee freilich und daß nach harten Kämpfen ihrerseits die Feinde Frankreichs den damaligen Grenzstrom des Kaiserreiches überschreiten und drei Monate später in Paris einziehen würden, hatte wohl keinen Menschen damals sein kühnster Traum ahnen lassen!

Noch aber standen die Säulen der Napoleonschen Herrschaft fest, wie für die Ewigkeit aufgerichtet, und die romantische Freundschaft Alexander's für den Imperator des Abendlandes trieb ihre schönsten Blüthen. Nach der Revue bei Bromberg speiste der Kaiser von Rußland mit den Generalen und Obersten der französischen Division, dann setzte er seine Reise fort, der Marschall Lannes mußte sich neben ihn in den Wagen setzen und wußte später nicht genug zu rühmen, mit welcher Güte ihn der Kaiser unterwegs überhäuft hatte, er hatte ihm sogar, als er an der Seite des hohen Herrn einmal eingeschlummert war, eigenhändig den Mantel über die Schultern gezogen! Für rasches Fortkommen und Ehrenescorte sorgte der Marschall Soult, er hatte dazu Befehl von seinem Kaiser erhalten. Relais — die besten preußischen Pferde, ohne Rücksicht, wem sie gehörten — standen überall bereit, dabei Pikets von Dragonern oder leichter Cavallerie, um dem hohen Reisenden die militärischen Ehren zu erweisen! So traf dieser nach einer Reise von nur eilf Tagen in Weimar ein, von wo er am folgenden Tage nach Erfurt fuhr.

Napoleon hatte an demselben Morgen, den 27. September, schon seinen Einzug in Erfurt gehalten. Der König von Sachsen, der mit seinem Minister und Freunde, dem Grafen Marcolini, früher angekom-

men war, empfing ihn an der Treppe des Gouvernementsgebäudes, er trug die Uniform seines Regiments „König“, Weiß mit rothen Aufschlägen und Rabatten, und, was den Franzosen belustigend auffiel, noch einen Zopf von bewundernswürdiger Länge. Sie sollten diesen Fürsten aber noch achten lernen, der deutsche Treue und Redlichkeit über alle hohe, wenn auch noch so vortheilhafte, Politik stellte und in der unglücklichen Katastrophe, als mancher Andere von Napoleon abfiel, um sich die Länder, die er ihm verdankte, zu salviren, seinem Worte treu blieb, allerdings zu seinem eigenen Unglück. Nach dem Könige von Sachsen kamen die Mitglieder der Regierung und der Municipalität, um ihren Herrscher zu bewillkommnen, der sich darauf etwas zur Ruhe begab, um sodann dem Kaiser von Rußland entgegen zu reiten.

Unterdessen hatte sich eine unermeßliche Menschenmenge, aus ganz Thüringen und darüber hinaus zusammengeströmt, längs der Straße nach Weimar versammelt, wo auch die Garnison von Erfurt zum Empfange des nordischen Monarchen aufgestellt war. Schon die Truppen erregten allgemeine Bewunderung, besonders das Küraffier-Regiment wegen seiner großen stattlichen Leute und Pferde und seiner funkelnden Doppelharnische und Helme. Es war noch lange Zeit, bis der Kaiser zu erwarten war, auch hatte der commandirende General Ordonnanzen auf-

stellen lassen, welche seine Ankunft, sobald er von fern her außerhalb der Festungswerke zu bemerken sei, melden sollten. Es wurde daher, nachdem die Aufstellung genommen war: Repos! commandirt, die Infanterie setzte die Gewehre in Pyramiden, die Cavallerie saß ab. Das Rasseln der schweren Kürassierpallasche, als sie die Erde trafen, imponirte den Zuschauern: die Harnischreiter mußten in der Schlacht unwiderstehlich sein! Sie waren auch im ganzen Kaiserheere wegen ihrer Tapferkeit sprüchwörtlich geworden: brave comme un cuirassier! hieß es, Napoleon setzte auf seine Kürassiere in der letzten Schlacht seines Lebens, bei Waterloo, wiederholt seine ganze Hoffnung, daß sie Wellington's Schlachtordnung sprengen würden, und auf seinem Sterbebette, als schon die Schatten des Todes seine scheidende Seele umdunkelten und er sich wieder auf ein Schlachtfeld versetzt wähnte, hörte man von seinen Lippen noch: En avant, mes cuirassiers! En avant, en avant, mes braves cuirassiers!

„Bemerkten Sie die sonore Stimme beim Commando zum Absitzen vor den beiden Escadrons am Flügel? Das war mein Cousin, Herr von Rochefort!"

Die Damen im Wagen des Generals von Wallhausen, an welche diese Frage gerichtet war, hatten wahrscheinlich unter den vielen Stimmen, welche Com=

mando's bei den Truppen gaben, nicht darauf geachtet, welche von ihnen die wohlklingendste sei; Frau von Breitung, die mit ihrem Onkel im Fond saß, that aber dem ihr gegenübersitzenden Marquis den Gefallen, sich wenigstens beifällig zu verneigen. Lodoiska's Auge irrte in die Ferne; wenn es aber eine bestimmte Richtung nahm, so war es die nach den fernen Thürmen der Stadt, von welcher Napoleon kommen mußte. Ihre Geduld, wie die der harrenden Tausende, wurde aber noch ziemlich lange geprüft, ehe ein im gestreckten Lauf herbeijagender Ordonnanzreiter die Annäherung des Kaisers verkündigte. Die Truppen traten alsbald wieder unter das Gewehr; auf dem rechten Flügel nahmen die Grenadiere der Alten Garde mit ihren riesigen Bärenmützen die Aufmerksamkeit in Anspruch, im zweiten Treffen die langen Stahlreihen der Kürassiere, auch die reiche Uniform der Husaren im beschnürten Dolman mit umgehangenem Pelz fand ihre Bewunderer, und die blank geputzten Feuerschlünde der Artillerie flößten Respect ein. Wie ein unruhiges Meer wogte und brauste die unabsehbare Masse der Zuschauer.

Da kam ein mächtiger Haufe von Reitern in glänzenden Uniformen über das Feld daher gesprengt, Allen voraus ein Einzelner auf einem kleinen arabischen Schimmel: der Kaiser! In das Vive l'Empereur seiner Krieger mischte sich der Jubelruf der

Menge und übertönte dasselbe fast — wem jauchzt ein aufgeregtes Volk nicht zu! Es vergaß Alles, was ihm ein finsteres Schweigen hätte auferlegen sollen, der Gewalt des momentanen Eindrucks gegenüber — und man hat nachher noch viel Schlimmeres in Deutschland erlebt, als diesen Jubel einer urtheilslosen Menge: die feilste Schmeichelei, das verächtlichste Lecken der eisernen Ferse, welche Deutschland in den Staub getreten hatte, den schändlichsten Verrath!

Auf Lodoiska machte der Ausbruch des Volksjubels einen tiefen Eindruck, sie bebte vor Zorn und Schmerz, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Das bemerkten aber die Ihrigen nicht, welche nur nach dem heransprengenden Kaiser sahen, den sie von ihrem guten Standpunkte deutlich beobachten konnten.

Der Marquis reichte Lodoiska ein Perspectiv, das sie erst ablehnte, dann aber doch annahm. Es war sehr scharf, sie konnte damit den Herrscher, als er nun langsam an der Front seiner Garden hinabritt, genau betrachten. An ihm nur hingen jetzt Aller Augen! Er trug heut nicht die einfache grüne Chasseuruniform und darüber das graue Röcklein, wie er sonst gewöhnlich erschien: heut zum Empfange des Kaisers von Rußland hatte er die große Uniform seiner Gardegrenadiere, den dunkelblauen Rock mit scharlachrothem Kragen und Aermelaufschlag und weißen Rabatten, angelegt, dennoch war sie einfach

im Vergleich mit den reichen, von Gold- und Silberstickerei über die ganze Brust starrenden Uniformen der Marschälle, Generale und hohen Beamten des Hofes, und dem farbenleuchtenden Gemisch der Officiere aller Waffen, welche im hellen Geschwader ihm auf einige Entfernung folgten. Wer hätte aber für diese mehr als einen flüchtigen Blick gehabt! Nur dem Kaiser galt die allgemeine Aufmerksamkeit. Das war also der Mann, der sich vom armen Artillerielieutenant durch seine Thaten und sein Genie zu so schwindelnder Höhe emporgeschwungen, der in Frankreich die Republik gestürzt und einen Kaiserthron errichtet, der die größten Kriegsmächte Europa's, sogar das seit Friedrich dem Großen für unüberwindlich gehaltene Preußen besiegt, letzteres beinahe vernichtet hatte! War es eine mächtige Heroengestalt, wie die Sage ihre Helden schildert, oder eine sieghafte Schönheit, gleich Alexander, dem Macedonier, welche sich den Blicken der enthusiasmirten Menge darstellte? In Bild und Schrift war über den neuen Welteroberer schon so viel Kunde verbreitet, daß ihn wohl nur Wenige anders zu erblicken erwarteten, als er dort vor den blitzenden Bajonnetten der präsentirten Gewehre dahin ritt. Aber wie wenig auch an sich die Gestalt des Kaisers, besonders wenn er, ein schlechter Reiter, zu Pferde saß, imponiren konnte, so übte Napoleon doch, wie überall, so auch hier,

einen mächtigen Zauber auf die Seelen und Gemüther aus, dem sich selbst Diejenigen, die ihn mit den Augen des Hasses betrachteten, nicht ganz zu entziehen vermochten. Hätten sie erst in unmittelbarer Nähe das Antlitz des Imperators sehen, den Blick seines Auges, der eben so herzgewinnend freundlich, als im Zorn furchterweckend sein konnte, wahrnehmen und die Macht seiner Rede fühlen können!

Lodoiska's Herz klopfte stürmisch — Alles, was sie gehofft und geträumt hatte, war in Trümmer zerfallen in diesem Momente. Sie hörte kaum, wie ihre Tante ihrer Begeisterung für den Helden des Jahrhunderts ungescheut Worte gab, und erst die nüchterne Frage des Großvaters, welche dem Ordensbande Napoleon's galt, brachte das Mädchen wieder zu sich selbst.

Es war nicht der rothe Grand-Cordon seiner Ehrenlegion, welche der Kaiser heut trug, ein breites hellblaues Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte schmückte seine Brust. „Es wird ein russischer Orden sein, den er zu Ehren Alexander's angelegt hat," sagte der Marquis, der keine genauere Auskunft geben konnte. Er hatte Recht, es war der St. Andreasorden, der höchste Orden Rußlands. Die Kaiser hatten einander nach ihrem Friedensschluß gegenseitig ihre Orden verliehen.

Als Napoleon seine Truppen mit dem gewohnten

scharfen Blick, dem nichts entging, gemustert hatte, ließ er einige Evolutionen ausführen und ritt dann weiter, um den Kaiser Alexander einzuholen. Viele Menschen liefen zu beiden Seiten der Straße mit, um die Begrüßung der beiden Monarchen zu sehen; die große Masse und auch die aufgefahrene Reihe der Equipagen blieb aber bei den Truppen zurück, welche ihre Front veränderten, damit die Kaiser auf ihrem rechten Flügel ankämen. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Sobald dem Kaiser von Rußland im Wagen die Annäherung seines erhabenen Freundes gemeldet worden, war er ausgestiegen, während Napoleon abgesessen war, Beide, zu Fuß einander entgegen kommend, hatten sich umarmt und waren dann zu Pferde gestiegen, nachdem Napoleon auch den Bruder des Kaisers, den Großfürsten Konstantin, der im zweiten Wagen der langen Colonne fuhr, bewillkommnet hatte. Dieser, wie das ganze zahlreiche Gefolge Alexander's war nun auch aufgesessen, wozu eine hinreichende Anzahl von Pferden, theils aus dem kaiserlichen Marstall, theils von der Cavallerie gestellt, entgegengeschickt war. So nahten sich die Kaiser mit ihrem beiderseitigen Gefolge den Truppen, wo sich der tausendstimmige Zuruf der Menge in erhöhtem Maße wiederholte.

„Napoleon zur Rechten!“ rief der General Wallhausen. „Welch' ein Mangel an Courtoisie!

Der gewöhnlichste Cavalier würde einen Gast nicht links von sich lassen!"

Odry zuckte die Achseln, Beide wußten nicht, daß die russische Etikette die linke Seite als den Ehrenplatz ansah und beide Kaiser dadurch also nicht in Collision geriethen.

„Der Zar scheint ein sehr schöner Mann zu sein!" bemerkte Frau von Breitung. „Man hat ja auch von vielen Seiten gehört, daß er ein Liebling der Frauen ist."

„Bemerken Excellenz," sagte der Marquis, „Alexander trägt das Band der Ehrenlegion, es ist ein gegenseitiges Compliment." Der General zog fröstelnd seine warme Pikesche zusammen und äußerte den Wunsch, den Rest des Schaustücks aufzugeben, um früher nach der Stadt zu kommen, als die Zugänge durch die hineinwogende Menge verstopft würden.

Das war jedoch ganz unmöglich, Alles war besetzt und gesperrt, bis die Kaiser und Fürsten mit ihrem Gefolge, und nach ihnen die Truppen ihren Einzug gehalten hatten. So gelangte denn auch der General Wallhausen mit seiner Familie erst nach langem Harren in die Stadt, er selbst äußerst erschöpft und verdrießlich, und Lodoiska, wie ihre Tante bemerkte, räthselhaft niedergeschlagen. So lange Herr von Odry noch bei ihnen war, äußerte Frau von Breitung nichts darüber, als aber der Marquis vor

seiner Wohnung, wohin er trotz alles Deprecirens gefahren worden, mit wortreichem Dank für die ihm erwiesene Ehre, ihn mitzunehmen, sich empfohlen hatte, fragte die alte Dame ihre Nichte nach der Ursache der Verstimmung.

„Du kannst sie doch nicht verstehen!" war Lodoiska's kurze Antwort.

„Warum sind wir nicht in unserem stillen Rudenthal geblieben!" sagte der Großvater mürrisch. „Du bist auch Schuld daran, Lolo, und es hätte gar keine Eile gehabt — Auguste denkt noch nicht an's Sterben, und die alten Papiere hatten gar keinen Werth für mich."

Der Wagen hielt jetzt vor dem Hause des Generals. Während die Familie ausstieg, erschien die Dienerin der Frau von Breitung in der Thüre, ihr Gesicht verkündigte, daß sie etwas Wichtiges zu melden habe. Sie flüsterte auch gleich dem Fräulein von Goldenau, dem sie absichtlich zuerst nahe kam, ihre Nachricht zu: „Herr von Riedleben ist hier!"

Lodoiska zuckte zusammen, eine lichte Gluth überwallte ihr Antlitz, verschwand aber im nächsten Moment wieder — kann eine Braut so tödtlich erbleichen, wenn sie die Nähe ihres Verlobten erfährt? Christel sah das Fräulein, das hastig dem vorausgeschrittenen alten Paare folgte, verwundert an, ihrer Herrin hatte sie noch nichts gesagt, die fand ihn ja

oben, den Wagehals, der gerade zu einer solchen Zeit sich in die Löwengrube getraut hatte.

„Comment?!“ rief der General, als er in das Zimmer trat. Er traute seinen Augen nicht.

„Ich bin es, Excellenz!“ sagte Riedleben, welcher hier die Rückkehr der Familie erwartet hatte; er war dem General schon an der Thüre entgegen getreten und wollte ihm die Hand küssen, seine Augen suchten Lodoiska, Frau von Breitung ließ einen lauten Ausruf der Bestürzung hören.

„Bleibe Er draußen, ich brauche Ihn nicht!“ beschied der Großvater, welcher Riedleben seine Hand entzogen, den alten Diener, der den Ankommenden gefolgt war, und Friedrich gehorchte.

„Nun sagen Sie mir um alle Welt, haben Sie denn Ihre Sinne noch?“ rief der alte Herr, indem er sich mit Hülfe der rasch herbeieilenden Lodoiska auf einen Stuhl niederließ. „Was wollen Sie hier? Sind Sie ihres Lebens überdrüssig und hoffen wenigstens auf kein infamirendes Todesurtheil?“

„Ich bin ganz sicher hier, Excellenz“, erwiderte Riedleben, dem die heftige Bewegung seines Innern fast die Sprache raubte. „Was mich zu diesem Entschlusse bewogen hat, werde ich Ihnen später ausführlich auseinander setzen — vielleicht auch ... rechtfertigen mich Ereignisse, welche eintreten können! Ich werde nicht wieder, wie in Rudenthal, Ihre

Güte mißbrauchen, mich nicht weiter in Ihrem Hause zeigen, bis ... ich es offen und stolz vor aller Welt kann! Nur hielt ich es für meine Schuldigkeit, mich Ihnen einen Moment vorzustellen — und konnte es ohne alle Gefahr in dieser Stunde, wo die ganze Stadt und Alle, die sie beherbergt, mit dem Ereigniß des Tages beschäftigt sind und in der Aufregung der Tausende von Menschen Keiner auf den Anderen achtet."

„Ich bitte Sie aber um aller Heiligen willen, Riedleben," rief die Breitung, welche ihre Aufregung und Angst nicht unterdrücken konnte, „welch' eine Unbesonnenheit! Der Kaiser ist hier, Ihr König auch! Sie müssen ja erkannt werden. Was wollen Sie hier? Was können Sie wollen?"

Riedleben küßte ihre widerstrebende Hand und sagte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Lodoiska, deren Auge prüfend auf seinem Antlitz geruht hatte, nun aber das seinige mied, während ihre Wange die Farbe wechselte: „Ich hoffe, daß mein Schritt auch Ihnen bald kein Räthsel mehr sein wird!"

„Setzen Sie sich!" sprach der General. „Ich bin zu fatiguirt von dieser heillosen Ausfahrt, um jetzt Ihre Confessions zu hören. Sie sind in meinem Hause — vielleicht haben Sie schon gehört, was kurz nach Ihrer Abreise in Rudenthal vorgefallen ist."

„Das habe ich, Excellenz!" erwiderte Riedleben rasch. „Lieber würde ich mich persönlich dem König Jerôme stellen und seinem strengsten Urtheilsspruch unterwerfen, als eine Wiederholung jener Scenen herbeizuführen, die mir ein ewig brennender Vorwurf sein werden."

„Sans phrase!" unterbrach ihn der alte Herr.

„Nein, Excellenz, nur mich vorstellen wollte ich Ihnen, jetzt aber erlauben Sie mir, daß ich Ihr Haus unbemerkt, wie ich gekommen bin, wieder verlasse."

„Wo wohnen Sie?" fragte der General.

„Bei einer achtbaren Familie, die mich nicht kennt —"

„Also unter falschem Namen!" sagte Wallhausen mißbilligend. „Ich will Sie aber nicht zu Erklärungen drängen. Nur den Rath kann ich Ihnen geben, vorsichtig zu sein!"

„Und zu bedenken," setzte Frau von Breitung hinzu, „daß Sie auch Verpflichtungen gegen uns haben, und daß Sie nicht bloß Ihre eigene Person in Gefahr bringen, sondern daß auch ein Herz hier mit ihnen leiden würde!" Er legte die Hand auf die Brust und dankte für die Theilnahme an seinem Schicksal. Lodoiska hatte bisher noch kein Wort gesprochen. Er wandte sich nun an sie, er hatte das Recht, ihr vor dem Großvater, der ihre künftige Verbindung

gebilligt hatte, Worte aus dem Herzen zu sagen. Sie nahm dieselben mit einem innigen Blick auf, Besorgniß um ihn ließ sich aus ihrer Antwort nicht erkennen, ihre kühne Seele kannte die Furcht vielleicht nicht oder war sich bewußt, daß Hohes nicht ohne Gefahr zu erringen ist. Als er ihr so unmittelbar nahe stand, wurde es ihm möglich, ihr ungehört von den Anderen zuzuflüstern: „Ich schreibe Dir!" Sie wußte nun, daß er auf ihre Veranlassung gekommen war, wenn er ihren inhaltsschweren Brief auch nicht beantwortet hatte, oder seine Antwort nicht in ihre Hände gelangt war. Dann nahm Riedleben einen raschen Abschied, und Lodoiska mußte schweigend die harten Urtheile mit anhören, welche der Großvater und die Tante über sein Kommen fällten. Sie konnten keinen anderen Grund dafür finden, als daß er — Amnestie suchen wolle und Hoffnung habe, begnadigt zu werden.

„Die beste Fürsprache hat er vielleicht in Berlin gewonnen," äußerte die Breitung. „König Jerôme widersteht schönen Frauen so wenig, als diese ihm. Der kleine Iltis erbot sich ja schon in Weimar, Riedleben's gute Fee zu sein, in Berlin haben sie sich wiedergefunden, und sie kann ihm ihre Protection wohl zugesagt haben." Die Tante war sich bei diesen Worten wohl bewußt, daß sie Lodoiska's Herz wie spitzige Nadeln treffen mußten, aber wenn

dies Herz, wie sie glaubte, nicht mehr warm für Riedleben schlug, so konnten diese Stiche ihm nur heilsam sein, um den Eindruck, den die überraschende Rückkehr heut gemacht zu haben schien, zu überwinden. Wie die Lage der Dinge war, wünschte Tante Breitung dringend, dem Verhältniß zwischen ihrer Nichte und einem notorischen Conspirateur gegen den großen Kaiser so bald als möglich ein Ende zu machen.

Der Großvater schüttelte den Kopf zu den Combinationen seiner Nichte, er hielt vielmehr Riedleben's Wagstück nur für eine tolle Bravade ohne Sinn und Verstand.

Hochauf athmete Lodoiska, als sie sich endlich wieder allein überlassen war. Sie blieb mitten in ihrem Zimmer stehen, breitete die Arme aus und hob das Auge mit einem begeisterten Aufblick zum Himmel. Dann nahm sie aus ihrem verschlossenen Fach das Blatt heraus, auf welchem sie nach vielen durchstrichenen und zerrissenen Entwürfen die letzte, ihr genügende Fassung für den Brief an Riedleben gefunden hatte. Dieser Brief enthielt ihre Gedanken, ihre Pläne. Sie waren eben so großartig als kühn, aber dabei doch so abenteuerlich und alle Unmöglichkeiten verachtend, wie sie nur in der Phantasie eines exaltirten Mädchens entstehen können, das mit der kalten, klaren Wirklichkeit nur zu oft in Widerspruch gerieth und ihre Thatsachen, ihre Gebote nicht gelten

ließ. Die Tante hatte nicht ganz Unrecht, wenn sie diese Richtung Lodoiska's dem polnischen Blute ihrer Mutter zuschrieb, von der sie nicht bloß den Namen hatte. Heut auf dem Felde draußen, als der Kaiser bei seinen Kriegern erschien, gleichsam umstrahlt von der Glorie seiner unerschütterlichen Macht, und das Volk, so wie tausend Deutsche, ihm zujauchzte, war über Lodoiska die trostlose Ueberzeugung gekommen, daß sie, von einem Wahngebilde getäuscht, sich ihrer kindischen Hoffnungen und Anschläge zu schämen habe: durch Riedleben's Erscheinung war sie aber von Neuem gehoben, er mußte doch den kühnen Plan, den sie ihm zur Erwägung gegeben, nicht so lächerlich und seine Ausführung mit einer Zahl von entschlossenen Männern nicht so unmöglich finden, sonst wäre er heut nicht hier gewesen. Ihre Zweifel suchte sie damit zu beschwichtigen, sie las ihre Worte noch einmal durch und setzte deren hinzu, wie der Moment eben in ihrer Seele neue Gedanken für die Beseitigung aller Hindernisse entstehen ließ. Vor ihr lag auch das Billet, das Riedleben's rasche Abreise von Rudenthal bewirkt hatte: die flüchtige Idee über den Warner, welche sie auf eine ungewisse Erinnerung hin gefaßt und gleich verworfen hatte, die ihr aber oft wieder aufgetaucht war, wurde ihr zur Gewißheit. Rochefort hatte das Billet geschrieben! Sein ganzes Benehmen, als er nach Rudenthal gekommen war,

ihrem Großvater die Ehrenerklärung zu bringen, entsprach Lodoiska's Gedanken, und was ihn bewogen hatte, jene Warnung zu schreiben, konnte sie darüber zweifelhaft sein? Die zarte Gluth ihrer Wangen, als sie sich diese Frage vorlegte, verrieth, daß sie den Grund wohl ahnte: er machte seinem edlen ritterlichen Charakter alle Ehre! Jetzt aber knüpfte sie an die Gewißheit, die sie gefunden zu haben glaubte, die verwegene und phantastische Hoffnung, an Rochefort gar einen, wenn auch unbewußten, Verbündeten zu gewinnen, von ihm zu erfahren, was die Ausführung ihres Plans erleichtern konnte. Armes Kind! Was Du baust, ist ein Kartenhaus, was Du in Glanz und Schimmer naher Erfüllung zu schauen wähnst, eine trügerische Fata Morgana!

Abends war die ganze Stadt erleuchtet, auch Wallhausen's Wohnung, nachdem der Wirth seinen Miether, der durchaus keine Lichter an die Fenster setzen lassen wollte, fast auf Knieen beschworen hatte, ihn nicht unglücklich zu machen. Dafür wollte aber der General am anderen Tage Erfurt wieder verlassen und, nachdem er den schaulustigen Frauen den Willen gethan, in sein stilles Rudenthal zurückkehren; nur, daß er sich in Folge der gestrigen Fahrt unwohl fühlte, verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Von den Festlichkeiten, welche nun folgten, sahen

seine Damen nichts, nicht einmal eine Auffahrt der erlauchten Gäste des Kaisers zum Diner bei ihm, noch weniger eine Vorstellung der französischen Schauspieler, wozu es übrigens bei der Menge der Fürsten mit ihrer vornehmen Begleitung für Privatpersonen fast unmöglich war, Eintritt auch nur zum schlechtesten Platze zu erhalten. Erzählte man sich doch, daß sogar einer der Rheinbundsfürsten einmal dabei vernachlässigt worden sei, und der französische Intendant, dem man deshalb Vorwürfe gemacht, geringschätzig erwidert habe: „Es ist ja nur ein König!" Die beiden Kaiser waren allein der Aufmerksamkeit werth. An Geschichtchen aller Art, wahr oder unwahr, über ihren vertrauten Verkehr mit einander, über die Persönlichkeiten der anderen hohen Herrschaften, und ihr Leben und Treiben in Erfurt fehlte es nicht, und es cursirten dabei gar absonderliche Erzählungen. Murat, der neue König von Neapel, Napoleon's Schwager, und der Großfürst Konstantin verkehrten besonders mit den schönen französischen Schauspielerinnen, welche in kleinen Gesellschaften besagter Fürsten die Honneurs machten und auch sonst der Ehrbarkeit der braven Erfurter vielfach Aergerniß gaben. Noch mehr geschah das durch die tollen Streiche, welche der Großfürst Konstantin mit dem Könige von Westfalen trieb, wahre Pagen- oder wie sie mancher Griesgram nannte, Schülerstreiche. Jerôme war freilich noch

sehr jung und hatte nicht einmal einen rechten Bart, aber er war doch nun einmal König und hatte eine deutsche Prinzessin zur Frau — schickte es sich für ihn, daß er bei nachtschlafender Zeit mit dem russischen Großfürsten durch die Gassen von Erfurt schwärmte, an allen Hausthüren klingelte oder klopfte und ruhige Bürger aus dem Schlaf aufschreckte? Zu dem Großfürsten hatte Jerôme eine große Zuneigung gefaßt, er nannte ihn Du und verlangte auch von ihm geduzt zu werden. „Scheust Du Dich davor, weil ich König bin?" sollte er gesagt haben — der Advocatensohn, der noch vor drei Jahren als Schiffslieutenant a. D. in Amerika lebte, zu dem russischen Prinzen, der möglicherweise berufen war, einst die Kaiserkrone zu tragen! Die Welt hatte sich um und um gedreht seit der Revolution!

Ueber die Verhandlungen der beiden Kaiser in den ernsten Fragen ihrer Politik erfuhr die Welt nichts und konnte sich nur in Vermuthungen ergehen. Daß Napoleon diese Zusammenkunft aus tieferen Gründen veranlaßt hatte, als bloß, um Freundschaftsbezeugungen mit dem Zaren zu wechseln und alle Fürsten, die mit ihm verbündet waren, zu fêtiren, sah man wohl ein, aber was die Beiden miteinander verabredeten, ob sie wirklich, wie nicht bloß in Bierhäusern behauptet wurde, Deutschland theilen und die Elbe zur Grenze zwischen sich machen wollten, blieb ein tiefes Geheim-

niß, auch den gekrönten Figuranten des Congresses. Die bildeten eine stattliche Zahl: es waren vier Könige, sämmtlich durch Napoleon dazu erhoben, und 34 Fürsten und Prinzen. Auch fürstliche Frauen hatten sich eingefunden, die Festlichkeiten zu verschönern, unter ihnen die Königin Katharina von Westfalen, die Tochter des Königs von Württemberg, dessen ungewöhnliche Leibesfülle überall Aufsehen erregte, die Großherzoginnen von Hessen und Baden mit der lieblichen Erbgroßherzogin Stephanie, Nichte der Kaiserin Josephine und Adoptivtochter Napoleon's. Der Kaiser von Oesterreich hatte einen außerordentlichen Gesandten nach Erfurt geschickt, der König von Preußen, wie schwer es ihm auch wurde, seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, welcher versuchen sollte, die harten Bedingungen des Friedens von Tilsit mildern zu lassen. Es gelang ihm auch, die unerschwinglichen Kriegskosten, welche Preußen auferlegt waren, wenigstens um 20 Millionen Francs herabgesetzt zu erhalten und dadurch die endliche Räumung der noch von den Franzosen besetzten Provinzen möglich zu machen. Aber nur die Verwendung des Kaisers Alexander bewog Napoleon zu dieser Schonung Preußens, und er hat sie nach einigen Jahren bitter bereut.

Im Herzen von Deutschland.

Zweiter Band.

Guseck, Bernd <<von>>,

Im Herzen von Deutschland historische Erzählung

Bd.: 1

Berlin [1869]